UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LICHTDRUCKANSTALT HENRI BESSON, BASEL.

53865n

Neujahrsblatt

auf das Jahr 1903

Zum Besten des Waisenhauses in Zürich

von einer Gesellschaft herausgegeben

Sechsundsechzigstes Stück

Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube

No. 125

Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof

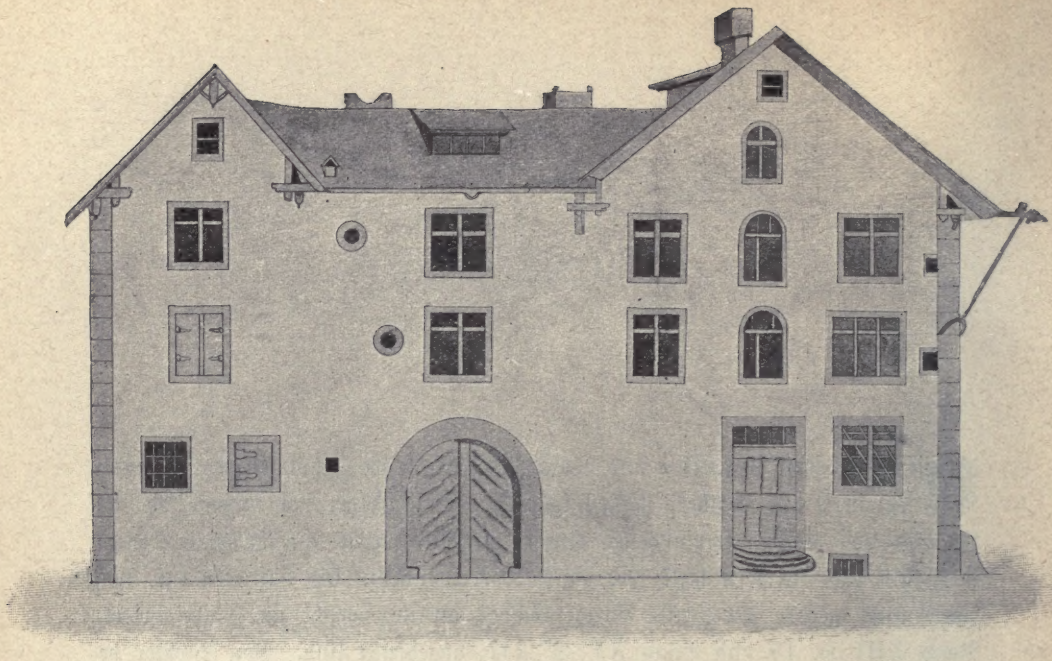
die Freundin Lavaters und Göthes

von G. von Schultheß-Rechberg

1024484
24/6/10.

Zürich
Buchdruckerei Berichthaus (vormals Ulrich & Co.)
Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich
1903

Die Nachrichten über Leben und Wesen der Frau Bäbe Schultheß, der Freundin Lavaters und Göthes, fließen spärlich. Zwei Jahre vor ihrem Tode soll sie ihre von Göthe empfangenen Briefe sämtlich verbrannt haben. Sie tat mehr als das, sie vernichtete ihre ganze Korrespondenz. Es existieren nur noch zwei, nicht gerade bedeutende Briefe Göthes an sie, welche im Göthejahrbuch, Band XIII S. 19 und Band XV S. 247, abgedruckt sind. Von Lavater bewahrt die Stadtbibliothek Zürich zwei Zettelchen mit an Frau Schultheß gerichteten Versen. In der allerletzten Zeit entdeckte man in ihrem Sterbehause ein fliegendes Blatt mit Göthes Gedicht: „Gesang der Geister über den Wassern", von des Dichters eigener Hand, ohne Titel; wir geben ein Faksimile davon im Anhang. Das ist alles, was sich von den zahllosen Briefen und Billets ihrer näheren und weiteren Freunde und ihrer Kinder erhalten hat. Ebenso sind Frau Bäbes eigene Briefe größtenteils verloren. Die wertvollsten sind in den Publikationen des Göthearchives veröffentlicht worden, nämlich 17 im 13. Band des Göthejahrbuchs S. 10 ff., einer im 5. Band der Schriften der Göthegesellschaft S. 8 ff. Nach O. Heuers Mitteilung in den Berichten des freien deutschen Hochstifts 1892 S. 294 ff. werden in Frankfurt a./M. 32 Briefe der Frau Schultheß an die Schwester des Komponisten Kayser, Dorothea, aufbewahrt. Endlich befindet sich in zürcherischem Familienbesitz ein Teil ihrer Korrespondenz mit ihren Kindern aus den Jahren 1780—1791 und 1806—1817. Dieses Material ist noch nicht verwertet. Es würde jedoch kaum zu einer neuen Publikation [2]) über die edle Zürcherin berechtigen, wenn nicht die Tagebuchblätter und die Korrespondenz ihrer ältesten Tochter, sowie handschriftliche Aufzeichnungen ihres Schwiegersohnes, Georg Geßner, manchen Beitrag zur Kenntnis ihrer Persönlichkeit und ihrer Umgebung enthielten.



Haus zum „Schönenhof".

Die Familie.

Anna Barbara Schultheß geb. Wolf war das einzige Kind des Herrn Heinrich Wolf von Zürich und seiner Gattin Anna Dorothea geb. Hottinger. Sie kam am 5. Oktober 1745 im Haus „zum kleinen Otter", später „Neuhaus" (jetzt Oberdorfstraße Nr. 5), zur Welt. In ihrem sechsten Altersjahre verlor sie den Vater. Die Mutter verkaufte 1762 das Haus und bezog eine Wohnung im Rennweg. Durch eine seltsame Wendung der Verhältnisse kehrte Frau Schultheß im Alter in ihr Geburtshaus zurück und beschloß daselbst ihre Tage. Aus ihrer Kindheit und Jugend haben sich keinerlei Erinnerungen erhalten. Wir wissen bloß, daß der kinderlose Herr Dr. med. Hans Jakob Wolf seiner verwitweten Schwester eine treue Stütze war. In ihrem 18. Altersjahre, am 7. Juni 1763, verehelichte sich Barbara mit dem damals 34jährigen Fabrikanten David Schultheß, Zunftpfleger zur Saffran und Hauptmann der zürcherischen Miliz. Wo das junge Paar sein gemeinsames Leben begann, läßt sich nicht mehr feststellen, vielleicht bei den Eltern des Gatten in Hottingen. Im Beginn des Jahres 1772 kaufte Herr Schultheß das Haus zum „Schönenhof", an der Ecke von Stadelhofen und Hirschengraben, jetzt Rämistraße. Die Mutter der Frau Schultheß zog mit ihrer Tochter ein und blieb bis zu ihrem Tode, im Oktober 1782, in der Familie. Das Erdgeschoß umfaßte die Geschäftsräume, im ersten Stockwerk wohnte die Familie, das zweite war vermietet, hinten lag ein Garten.

Die Ehe war glücklich. Familiensinn, herzliches gegenseitiges Wohlwollen und gleiches geistiges Streben verband die beiden Gatten. Herr Schultheß gehörte auch zum Lavater'schen Kreise, dem er freilich erst durch seine Frau zugeführt zu sein scheint. In den „physiognomischen Fragmenten" findet sich (Band III S. 36) seine Silhouette unter 19 anderen, dabei die Worte: „ein ruhig wirkender, guter, bescheidener Mann, liebt ruhig, unenthusiastisch, aber edel und treu und wird hinwiederum von den anderen auf dieser Tafel also geliebt." Verständigkeit und Treue seien seine charakteristischen Eigenschaften. Ein Jahr nach der Heirat wurde im Schönenhof ein Knabe geboren, der jedoch in früher Kindheit starb. Es folgten nach und nach vier Mädchen, Anna Barbara (Bäbe) am 19. Juli 1765, Dorothea (Döde) am 22. April 1769, Elisabeth (Lisli) am 28. Juni 1773 und Anna (Nanli) den 21. Juni 1775. Von dem Leben und Treiben im Schultheß'schen Hause während dieser Zeit entwirft Lavater ein Bildchen in den Aufzeichnungen zu seiner Emserreise. Als er sich den 17. Juli 1774 eben ins Bad begibt, erhält er einen Brief von Frau Bäbe. „Nun, den öffn' ich jetzt Sonntag Morgen 7 Uhr, wenn die Bäbe Thee trinkt. O Traum, die Schönenhofstube und Laube und Großmama und Bäbe, Dödli, Lisli, der Herr Hauptmann mit der Pfeife, oben Geschreis, unten Kinderstimmen, öhös." Ein harter Schlag traf dieses liebliche Familien- und Kinderglück, als der Gatte und Vater im Jahr 1778 plötzlich starb. Während er am Morgen des 10. Juni auf dem Komptoir beschäftigt war, befiel ihn ein Hirnschlag, der ihm die Sprache raubte, drei Tage hernach verschied er abends in den Armen der Seinen. Die Klage um den guten, liebevollen Vater tönt Jahre lang in den Aufzeichnungen der ältesten, damals 13jährigen Tochter nach. Am schmerzlichsten wurde die Gattin betroffen. Lavater, der zwischen dem Abschied von seiner Waisenhausgemeinde und dem Antritt des Diakonats an der Peterskirche gerade auf einer Reise nach Augsburg begriffen war, schrieb, zurückgekehrt, an J. G. Zimmermann: „mein treuer Freund Schultheß im Schönenhof starb beinahe plötzlich; bis er begraben war, wußte ich nichts. Ich schweige, noch nie hat eine Wunde mich so tief geschmerzt wie diese. Jetzt solltest Du Frau Schultheß, Du unsichtbar, sehen und dann würdest Du die Größe und die Liebe sehen."

Die junge Witwe war mit den Berufsarbeiten ihres Gatten nicht unbekannt. Sie dachte aber nicht daran, das Geschäft fortzuführen. Die Komptoirräume wurden als Wohnung vermietet. Zum Glück gestattete die ökonomische Lage Frau Bäbe, bei ihrem gewohnten Leben zu bleiben. In den Traditionen schweizerischen Bürgertums aufgewachsen, sah sie in der Leitung des Hauswesens und in der praktischen Erziehung ihrer Kinder ihre nächste Aufgabe. Mit ihrem arbeitsfrohen, munteren Wesen, ihrem gesunden, klugen Urteil, ihrem liebevollem Herzen und ihrem festen Charakter steht sie als Bild häuslicher und mütterlicher Tugenden vor uns, dazu besitzt sie ein reiches und lebhaftes Empfinden, das an allem

menschlichen Anteil nimmt und von allem, was das innere Wesen bereichern und erhöhen kann, angezogen wird. Des Sommers um 1/26, des Winters um 1/27 Uhr finden wir an Wochentagen die emsige Hausfrau bei der „Glutpfanne, über die die blaue Flamme hinschwebt," mit der Bereitung des Morgenthees beschäftigt. Dann stehen die Kinder auf, die Mutter liest mit ihnen ein Kapitel der h. Schrift, spricht ein Gebet, sie singen ein Lied und das Tagewerk beginnt. Katung oder Anneli, die Magd, erhält ihre Arbeit zugeteilt, Frau Schultheß sucht sich ihre Tätigkeit, je nach den Bedürfnissen des Haushaltes und den Anforderungen der Jahreszeit, in der Wohnstube, in den Schlafzimmern, oder im Garten. Hier überwacht sie das Anpflanzen oder Begießen der Gemüse, sie pflückt mit den Kindern die reifen Bohnen oder die Pfirsiche und sieht nach dem „Güggel mit seinem Serail". Die „Weglugeren" (Zichorie) zum Kaffe, die holländischen Blumenzwiebeln und die Laurusbäumchen beanspruchen besondere Aufmerksamkeit. In der Wohnstube steht der Arbeitstisch, an dem die Hausmutter, einen Rock, eine Mantille oder einen „Spitz" zur Haube verfertigend, oft so andauernd fleißig ist, daß ihre Korrespondenz in Rückstand gerät. Kommt die Schneiderin, so gilt es helfen, damit sie fertig werde. Die Wäsche und das nachfolgende Plätten bringen jedesmal vermehrte Arbeit, zu welcher alle verfügbaren Hände beigezogen werden. „Ihr habt wohl diesen Morgen auch gut ausgeschlafen, wenn ihr mit euern Pferden so wacker herumgeritten seid, als wir mit unseren Eisen", schreibt sie an die auf dem Lande weilende reitlustige Tochter Bäbe. Täglich gibt es in den Zimmern oder auf dem Flur etwas zu ordnen oder zu reinigen. Die Töchter sollen sich zu tüchtigen Haushälterinnen bilden und werden früh angehalten, der Mutter nachzustreben. „Trülle dich brav und setze dich nicht unbeweglich zu Tisch, als ob du Herr Obmann oder Herr Dekan wärest", ruft ihnen Frau Bäbe zu. Von Hause abwesend, weckt sie scherzend das Selbstvertrauen der Zurückgebliebenen: „du wirst froh sein, wenn die Mama dir nur lange nicht in den Weg kommt"; ähnlich schreibt sie ein ander Mal: „ihr lieben Hausmütterli und Haustöchterli, es ist mir so wohl, nach Hause zu denken, wo alles so gut bestellt ist." Der Zaghaften spricht sie Mut zu: „setze dich nur mit aller Zuversicht auf den Tron als bevollmächtigte." Über den haushälterischen Beschäftigungen der Kinder wird ihre Schulbildung nicht versäumt. Die älteren Töchter werden durch Privatlehrer, teilweise auch durch die Mutter unterrichtet, die jüngeren besuchen die Schule der Jungfer Goßweiler [3]). Italienisch und französisch erteilt Herr Eckart im Hause, mit Herrn Kayser wird Klavier gespielt und gesungen, auch der Tanzmeister Kübel findet für seine Kunst im Schönenhof Verständnis.

Frau Schultheß lebt ihren Kindern, ohne in der Fürsorge für sie aufzugehen. Im Verkehr mit ihnen zeigt sie sich als die „Herzliche", wie Göthe sie nannte, aber ihre ruhige Besonnenheit und die Überlegenheit ihres Wesens schließen jene

Vertraulichkeit aus, welche die mütterliche Würde beeinträchtigen und den erzieherischen Einfluß stören könnte. Sie umgibt und trägt die vier Mädchen mit ihrer Hülfe, ihrem Rat, ihren Mahnungen, sie geht auf all' ihre Bedürfnisse und Angelegenheiten ein, teilt ihre Freuden und Leiden und verbirgt ihnen ihr liebeglühendes Herz nicht. Wie oft gesteht sie den Abwesenden, daß sie Heimweh nach ihnen habe, daß sie ihre Rückkehr oder ihre Briefe fast nicht erwarten könne. „Wenn nur mein Bäbeli bald wieder da wäre." „Deine Briefe freuen mich unaussprechlich und jeder würde dich mir lieber machen, wenn du mir lieber werden könntest, als du schon bist." „Gestern", schreibt sie einmal, „setzte ich mich so manchmal in Gedanken nieder, um dir zu schreiben und es war vom Morgen bis zum Abend keine Möglichkeit, so wenig möglich als nachts und nach dem Essen meines Bäbelis Kopf zu handen zu nehmen, zu schütteln und zu drücken und zu küssen, wozu ich auch so herzlich Lust gehabt." Als sie bei Verwandten auf dem Lande ist, wird sie wegen ihrer Sehnsucht nach Briefen der Kinder geneckt, aber „Auslachen hin oder her, der Vetter muß morgen nach Lenzburg schicken wegen Briefen". Sie bekennt: „es geht mir über alles, meine vier Kinder um mich zu haben." Und selbst in Konstanz während des anregendsten und erfreuendsten Zusammenseins mit Göthe beschleicht sie der Wunsch, im Schönenhof mit ihren vier Kindern am Tische zu sitzen.

Aber egoistisch ist ihre Liebe nicht: „Ich blange (sehne mich), bis du wieder da bist, aber du mußt nicht denken, daß ich mich nicht freue, daß du Freude habest". Sie versteht das Freudebedürfnis der Jugend und kennt selbst keine größere Lust, als es bei ihren Kindern zu befriedigen. Während diese einen Landaufenthalt machen, läßt sie ihnen sagen: „ich dachte heute an meine Kinder, wie sie sich lustig machen werden unter dem herrlichen Himmel und auf der schönen Erde." Fern von aller Engherzigkeit oder Pedanterie gönnt sie ihnen jeden unschuldigen Genuß, überzeugt, daß ein unverdorbenes Herz daraus nichts als sittlichen und religiösen Gewinn ziehen werde. „Sei froh und genieße mit Dank gegen den Geber alles Guten jede Freude, genieße sie frei, wer nichts anderes dabei sucht, dem kann am Abend eines Tages, in unschuldigen Freuden zugebracht, nur wohl und leicht sein." Ihr eigenes frommes Gemüt empfindet in jedem Glück, das Natur oder Menschen ihr schenken, den Antrieb zum Dank gegen Gott. „Ach", ruft sie an einem Geburtstag aus: „möchte mein Herz genug empfinden das unaussprechlich viele Gute, das der Vater im Himmel mich genießen läßt." Sie erwartet, daß die Freuden der Kinder ihre Empfindungen in derselben Richtung führen werden. „Vergeßt nicht, Gott zu danken, daß wir einander froh und glücklich wissen. Er ist der Schöpfer aller Freuden und Freude machenden Menschen". Solch' unmittelbares Dankgefühl ist ein wesentliches Stück von Frau Bäbes Frömmigkeit, die nicht minder warmherzig ist, als ihre Menschenliebe. Sie meint, in dieser Stimmung liege die Kraft, sich den Unsichtbaren allezeit zu vergegenwärtigen

und so zu handeln, als ob er sichtbar um seine Menschen wäre; in ihr lerne man „sich des Kummers schämen". Freude und Dank verbänden ebenso die Menschen unter einander, sie helfen den Spruch Christi befolgen: „was ihr wollt, daß euch die Menschen tun sollen, das tut auch ihr ihnen." Gerne knüpft die Mutter ihre Zurechtweisungen an das Frohgefühl ihrer Kinder und macht sie so liebenswürdiger. „Wie viele Freuden genießest du; nicht wahr, die sauern Mienen vergißest du nun überall." Daß es keine frohen Tage ohne lästige Augenblicke gibt, veranlaßt sie zu erinnern, daß der gottes- und menschenfrohe Mensch auch Andern zu lieb und seinem eigenen Willen zu leid, mit den Fröhlichen müsse fröhlich sein können. Gibt es für eine Mutter eine gewinnendere Art zu mahnen, als mit den Worten: „sei immer mehr die Freude deiner Mama"?

Festzeiten waren für die Mädchen des Schönenhof jeweilen die Landaufenthalte, vor allen die häufig wiederkehrenden in Seengen am Hallwylersee, wo Herr Schinz, Schwager des Herrn Hauptmann Schultheß, Pfarrer war. Eine muntere Schar von Vettern und Basen erwartete hier die Schultheß'schen Kinder, und Onkel und Tante Schinz unterließen nichts, der Stadtjugend das Landleben so genußreich als möglich zu machen. Der ländliche Garten, die Scheune und der Stall, die Wiesen, der See, das Schloß Hallwyl mit der „Oberherrin"[4]) und der Brestenberg mit seinen Gästen boten mannigfaltigste und stets wechselnde Unterhaltung. Das schönste waren aber die Ausfahrten, des Sommers im Wagen, des Winters im Schlitten und die Reitpartien, für welche insbesondere die älteste Tochter Schultheß schwärmte. „Sage dem Onkel", warnt scherzend die Mutter, „das sei mir doch ein ewiges Reiseln und Reiteln, es macht dich ganz liederlich". Auch sie selbst freute sich, wenn sie einmal der immer wiederholten Einladung der sympathischen Verwandten in Seengen folgen konnte. Nächst den freundschaftlichen Beziehungen genoß sie hier vor allem die Natur. Das Grün der Wiesen und Berge, die Färbungen des Sees, das Schneegebirge in der Ferne, die Stille und der Frieden der ganzen Gegend sind ihren Augen und ihrem Gemüte ein unerschöpflicher Genuß. Sie empfindet es als Störung, wenn sie zu der geräuschvollen, äußerlichen Geselligkeit des Brestenberg eingeladen wird. Dagegen weiß sie es zu schätzen, daß ihr ein ausgezeichnetes Klavier im Schloß zur Verfügung steht, an dem sie „halbe Tage" verbringt, zumal wenn's regnet — nach ihrem geflügelten Worte: „es regnet, man muß desto fröhlicher sein."

In den Nachmittagsstunden pflegten die Zürcherinnen des 18. Jahrhunderts „Visiten" zu machen und zu empfangen. Frau Barbara entzieht sich dieser Sitte nicht. Sie interessiert sich für die öffentlichen und familiären Neuigkeiten. Fragen wie die, ob Herr Nüscheler oder Herr Escher zum Pfauen Zwölfer werde, ob Herr Weiß das Schultheißenamt erhalte, ob Herr Usteri zum Chorherrn ernannt werde, griffen übrigens tief und unmittelbar in die gesellschaftlichen Beziehungen der kleinen Stadt ein. Auch brachte die „Herzliche" einen warmen

persönlichen Anteil an allem Glück und Leid ihrer Bekannten im weitesten Umkreise mit. Es war wohl kein vereinzelter Fall, wenn die Kunde von der Verlegenheit eines kinderreichen Geistlichen, dessen Frau krank lag und dessen Magd verunglückte, Frau Schultheß veranlaßte, dem Bedrängten Hülfe zu schaffen. Selbst alltägliche Gespräche mögen in Gegenwart dieser ausgezeichneten Frau Gehalt und Wert gewonnen haben. Sie erfuhr die Geduldsprobe leerer Besuche, um so höher schätzte sie den Verkehr mit edeln, tüchtigen, gleichstrebenden Personen. „Frau Orell war bei mir, es ist doch eine Freude mit ihr, man kann über alles reden", schreibt sie. Und wie sehr diese Frau Landvogt Orell in Wädenswil[5]) ein Plauderstündchen im Schönenhof schätzte, sagt sie selbst in ihrer etwas schwärmerischen Weise der Tochter: „Laß mich dir erzählen, wie himmlisch wohl mir am Sonntag bei deiner Mama war. Da steigen die Nebel alle von meiner Seele, wie bei frühen Morgenstunden die Nebel vom See aufsteigen. Ach, daß ich es sagen und denken könnte, wie mir's dann ist, wenn ich bei ihr bin und von ihr gehe."

Solche Besuche behielt man gern zum Abendthee und zu der darauf folgenden gemeinsamen Lektüre. Die Mädchen nehmen dann ihre Handarbeit, die Mutter liest vor. „Ich las im Oberon", schreibt sie einmal an die abwesende Bäbe, „und die Töchter spreiten aus Interesse bei den Abenteuern alle die Mäuler auf, selbst Döde, die sonst vor Fleiß an ihrem Spitz kaum schneuzen darf". Ist ein Hausfreund da, so tritt ihm Frau Bäbe das Buch ab und nimmt ihren Strickstrumpf. Der Musiker Kayser, Tobler und Stolz, die jungen Freunde Lavaters, später auch Geßner und Andere begegnen uns als Vorleser. Durch Lavater hatte Frau Schultheß mit der neuen deutschen Litteratur Fühlung gewonnen, sie kannte auch ihre bedeutendsten Vertreter persönlich oder aus Briefen. Das war die Welt, aus der ihr Geist und Gemüt die reichste Anregung zog. Klopstocks Messias, Wielands Oberon, Lessings Nathan, Göthes Iphigenie, Tasso, Stella, Claudine, Egmont, Werther, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, Schillers Don Carlos, Stollbergs Insel, Herders Ideen zur Philosophie und Geschichte der Menschheit, zahlreiche Publikationen Lavaters, J. G. Zimmermanns Einsamkeit, Homer, daneben Schriften von Rousseau, Metastasio, Shakespeares Macbeth, Robertsons Geschichte Amerikas und Griechenlands und andere Werke werden in den Briefen gelegentlich als Lektüre erwähnt. Frau Schultheß hatte noch eine andere Lesestunde, nachts, wenn sie allein war, auch fehlten bei den Vorlesungen namentlich in den früheren Jahren die Kinder häufig. Die verständige Frau wird unterschieden haben zwischen dem, was sich für die Familie eignete und dem was stiller Überlegung oder einem Kreis gleich Gereifter vorbehalten bleiben mußte. Über eine Vorlesung in solch' engerem Kreise berichtet die schon erwähnte Frau Orell an die Tochter Schultheß (20. August 1786): „Wie wohl war mir diesen Nachmittag bei deiner Mama auf'm Ruhe-

hatte neben Tobler[6]), der in Wilhelms (Wilhelm Meisters) drittem Buch las, vor mir deine und meine geliebteste, im weißen Rock dasitzende Mama. Die Büste (Göthes) enthält dessen Geist, den wir fühlten in seinem Buch." Gelegentlich verwandelte sich das Lesekabinet des Schönenhof in eine Schreibstube, nämlich wenn Göthe das Manuskript eines seiner neuen Werke sandte. Alle wetteiferten dann, von den kostbaren Heften Kopien anzufertigen, um den Inhalt dauernd zu besitzen und das Original dem Verfasser ohne Verzug zurückschicken zu können. Neben der Litteratur war in der Schultheß'schen Familie hauptsächlich die Musik heimisch. Herr Kayser war nicht nur ein vorzüglicher Lehrer, der sich die musikalische Ausbildung seiner Schülerinnen aufs höchste angelegen sein ließ, er war auch ein begeisterter Jünger seiner Kunst, der es für seine schönste Aufgabe hielt, den musikalischen Geist des Hauses zu nähren und zu beleben. Es sind Kompositionen von Bach, Händel, Schultz, Reichard, Vierling, Clementi, Mozart, welche der Meister nebst eigenen Erzeugnissen vorträgt und mit seinen Schülerinnen einübt. Daneben her gehen theoretische Erklärungen, um die Schönheiten zur Empfindung zu bringen, das ästhetische Verständnis zu entwickeln. Endlich wird im Schönenhof die bildende Kunst nicht versäumt. Die Mädchen zeichneten. Es fehlte einigen von ihnen nicht an Talent, falls die günstigen Urteile Göthes und Kaysers nicht als bloße Liebenswürdigkeiten zu taxieren sind. Mit der bildenden Kunst verband sich bei den Freunden J. C. Lavaters das physiognomische Interesse. Man machte Schattenrisse und ließ sich silhouettieren. Anläßlich eines Besuches der Herzogin von Anhalt-Dessau nimmt Frau Schultheß einen Gipsabguß von ihren Händen[7]).

Die öffentliche Geselligkeit hatte im Winter ihren Mittelpunkt an den Abendkonzerten „auf dem Musiksaal". Der Sitte gemäß pflegten die jungen Herren des Bekanntenkreises die Schultheß'schen Töchter zu diesen Unterhaltungen abzuholen. Die Mutter entschließt sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten mitzugehen, z. B. wenn Dulon[8]), der blinde Flötenvirtuos, auftritt, oder die Mara[9]), die „beste Sängerin ihrer Zeit", singt. Das Toilettemachen ist ihr lästig und die leeren Gespräche in den Pausen ärgern sie. Mit Vergnügen wohnt sie dagegen den theateralischen Aufführungen der reiferen Schuljugend bei[10]). Im Sommer spaziert sie an schönen Abenden auf der Schanz, wenn sie allein sein oder eine vertrauliche Unterhaltung führen will, andere Male in der Platzpromenade, um Bekannte zu treffen. Oder sie besteigt mit ihren Kindern einen Kahn, gerne greift die frische Frau dann selbst zum Ruder. Wenn das Boot auf der Höhe des Sees angelangt ist, grüßen jugendliche Stimmen Stadt und Land mit Gesängen, am liebsten aus Lavaters Schweizerliedern.

Von den vier Mädchen des Schönenhof wird uns nur Bäbe genauer bekannt. Ihre Korrespondenz ist allein erhalten geblieben. Sie stand als älteste der Mutter am nächsten, hatte auch nach dem Urteil der Freunde viel Ähnlichkeit mit ihr. Sie ist vielseitig

begabt und geistig rege. Vor allem empfindet sie nicht weniger warm und innig als die Mutter und äußert in den Briefen ihre Gefühle stürmischer. Es wird ihr zur Last, daß Schüchternheit sie hindert, alles zu sagen, was ihr Herz bewegt und sie tröstet sich mit der Hoffnung, daß solche Schranken im Himmel aufgehoben sein würden. Sie kann schwärmen in der Freundschaft, in der Ehrfurcht, in der Religion. Sie klagt gegenüber Tobler, daß sie die Rührungen, welche Lavater durch seine Predigten in ihr zu erregen pflege, nicht festzuhalten, die Nähe des Gekreuzigten nicht ununterbrochen zu empfinden vermöge und muß sich belehren lassen, daß es nicht nach Gottes Willen sei, „unsere Gefühle mit Gewalt in einem gespannten Zustande zu erhalten". Sie bittet Christus um Lebenszeichen, ihr Vorsehungsglaube bezieht auch die unbedeutendsten Wünsche und Erlebnisse auf den lieben Vater im Himmel. Sie liebt glühend und, wird ihr eine Freude zu teil, so legt sie ihre ganze Seele hinein. Der Zauber der Kindesunschuld leuchtet aus diesem liebenswürdigen Wesen. Die Freunde und Freundinnen der Mutter sind auch die ihrigen, sie begrüßt mit Entzücken die Briefe, die sie von ihnen empfängt und beantwortet sie in einem unbefangen herzlichen Tone und in einem freien, anmutigen Stil.

Sie ist die Mutter als jung und doch verschieden von ihr. Frau Bäbe schwärmt nicht, so warm und tief ihr Herz empfindet. Sie läßt sich nicht gehen. Eine ernste Festigkeit und gesunde Straffheit setzt ihrem Gefühl Schranken. Das zeichnet sie vor den empfindsamen, enthusiastischen Seelen ihres Kreises aus und macht diesen einen imponierenden Eindruck. Sie nennen sie die Große, die Hohe, die Starke, die Feste, die königliche Frau, Mamachen Majestät, Lavater setzt hinzu, sie sei streng und stolz, eine Männin. Aber gleichzeitig heißt sie bei Allen die Gute, die Liebende, die Herzliche. Ihre Freundinnen schenken ihr ihre ganze Liebe, welche jedoch mit einem Gefühl des Respektes verbunden zu sein pflegt. Selbst ihre Tochter, der die Mutter über alles geht, hat in entscheidenden Augenblicken ihr gegenüber mit einer gewissen Befangenheit zu kämpfen. Ihre Schweigsamkeit, von der Lavater und Geßner sprechen, wird mit dieser Eigentümlichkeit zusammenhängen, die ebenso in ihrem Temperament begründet als Charaktersache war. „Daß sie nicht mehr Mitteilsamkeit besonders religiöser Empfindungen hatte," sagt der letztere, „setzte sie mancher Mißkennung aus. Wer sie aber näher kannte und das Lakonische ihrer Äußerungen verstand, dem gab sie mit einem Wort mehr als hundert Andere mit einer weitläufigen Unterhaltung." Es ist nicht Schüchternheit, was sie hindert, ihre Empfindungen in ausgibigen Ergüssen zu äußern, wie bei der jüngeren Bäbe, sondern Innerlichkeit und verhaltene Kraft. „Ich bin nicht gern ohne sie," bemerkt die Tochter, „ich halte mich an ihr, ohne daß wir auch nur miteinander sprechen." Die Verbindung von Liebe und Festigkeit im Wesen der Hausmutter mußte auch in der Erziehung ihrer Kinder zu Tage treten. So herzlich sie diese liebt und sich ihrer Freuden

freut, kann sie ihnen doch einen Wunsch versagen, wenn es sein muß. Daß Bäbe im Juni 1788 nicht mit der Mutter nach Konstanz darf, um Göthe zu grüßen, für den sie schwärmt, der von Italien aus nach ihr gefragt, ja die Hoffnung ausgesprochen hat, sie mit der Mutter zu sehen, „gibt ihr einen Stich ins Herz". Ihre Briefe und Tagebuchnotizen aus dieser Zeit sind voll von Klagen, daß sie „nein! weiß". Aber da ist nichts zu machen, für's Mitgenommenwerden ist die Reihe an Döde und die Mutter hat bestimmt, daß dieser ihr Recht werden soll.

Die drei jüngeren Kinder lernen wir als muntere, liebenswürdige Mädchen kennen, ohne uns von ihrem Wesen ein hinlänglich bestimmtes Bild machen zu können. An Döde weiß die Mutter den Fleiß und den häuslichen Sinn zu rühmen, aber es bleibt ihr nicht verborgen, daß Unselbständigkeit, Mangel an Selbstvertrauen mit diesen Tugenden verbunden sind und sie ist darauf bedacht, das Mädchen allmählich hievon zu befreien. Daneben scheint Döde und besonders Lisli etwas von dem Humor der Mutter geerbt zu haben. Sie sind voll lustiger Einfälle und stecken damit zuweilen auch die jüngste Schwester an. Die Mutter läßt sie gewähren, weiß sie doch, daß ihr leisester Wink genügt, um den Übermut in Schranken zu weisen. Es herrschte ein froher Geist in dem „Frauenklösterchen zum Schönenhof", wie eine Freundin des Hauses sich auszudrücken liebt. Der Schwiegersohn, welcher Gelegenheit hatte, den Verkehr der Frau Schultheß mit ihren Kindern und Enkeln zu beobachten, bekennt, daß ihre „große Erziehungsweisheit oft der Gegenstand seiner wahren Bewunderung gewesen sei."

Am 11. Juni 1790 verlobte sich die älteste Tochter Bäbe mit Georg Geßner [11]), einem jungen Theologen, welcher als Vikar seines Vaters in Dübendorf wirkte. Dem Brautwerber hatte die Mutter erklärt, daß sie die Entscheidung ihrer Tochter in keiner Weise beeinflussen werde. Aber sie schätzte den edeln, frommen jungen Mann zu sehr, um sich nicht mit ganzem Herzen dieser Verbindung zu freuen. Zugleich wußte sie, daß die Braut ihrer Wahl sicher war. Als sie den neuen Frühling im Gemüt ihres Kindes sieht, da geht auch ihr das Herz über vor Freude und Dank. „Ich mag jetzt nur sagen," schreibt sie an die Tochter, „freue dich! es ist, als ob Himmel und Erde nichts anderes sagten". „Ich kann dir nicht aussprechen, wie neu und tief ich dein Glück fühle; ich bin deine, sich herzlich deiner und mit dir freuende Mutter." Während des Brautstandes der jungen Leute starb der Vater Geßner. Frau Schultheß schätzte es, daß ihre Tochter bei der Pflege des Greises hatte helfen und der Familie Liebe beweisen können. Da ältere Bewerber um die Pfarrstelle den Vortritt hatten, mußte Geßner Dübendorf verlassen. Er wurde jedoch bald zum Diakon des Waisenhauses in Zürich ernannt. Am 23. Mai 1791 fand die Hochzeit statt; Pfenninger, der Freund Lavaters, der seinerzeit die Braut und ihre Schwestern konfirmiert hatte, vollzog die Trauung. Frau Schultheß bot dem jungen Paar einige Zimmer im Schönenhof an; und Geßner, der die „Delikatesse" der Mutter

während der Brautzeit reichlich hatte erfahren und bewundern dürfen, ging freudig darauf ein. Das junge Glück sollte gar so kurz sein. Am 28. April 1792 schenkte Frau Geßner ihrem Gatten ein Mädchen, das ihren Namen erhielt (Bäbeli). Die Mutter erholte sich anscheinend gut, wurde jedoch nach einiger Zeit von Fiebern befallen und starb am 21. Mai. Geßner, den die reinste und tiefste Liebe mit seiner Bäbe verbunden hatte, war furchtbar erschüttert. Nach Art seiner überschwenglichen Religiosität flehte er: „Laß, Herr, meine Einzige meinen Schutzgeist sein." Er vergegenwärtigt sich ihr Bild in verklärter Gestalt und hat hernach während Jahren täglich ein Blättchen mit religiösen Betrachtungen beschrieben, als geistigen Gruß an die Geliebte seiner Jugend. Nicht weniger groß war der Schmerz der Frau Schultheß. „Ach, wie unaussprechlich tief verwundet ist mein Herz," schreibt sie an Dorothea Kayser in Frankfurt, „wie mitten aus dem vollsten frohesten Genuß in die tiefste Dunkelheit versenkt worden .... ists möglich, daß es nicht ein Traum sei?" In der Trennungsstunde, als ihre Tochter, welche ihr seit langem mehr als nur Tochter war, den letzten Atemzug thut, schließt sie den Schwiegersohn in ihre Arme mit den Worten: „aber ich habe doch noch einen Sohn". So weist sie sich selbst und ihm den Weg für die Zukunft. Und diesen Weg treuster Fürsorge für den vereinsamten Witwer und sein Kind ging sie von Stund' an in unentwegter Treue. Sie bittet ihn, ihr dasselbe rückhaltlose Vertrauen zu schenken, das die Verstorbene ihr geschenkt hatte. Er bleibt bei ihr im Hause. Wie herzlich und wahr das gegenseitige Verhältnis ist, zeigen die Zettelchen, die Geßner der Frau Schultheß bis zu ihrem Tode täglich schreibt, Reflexionen, „Tagesgedanken", wie er es nennt, zur stets erneuten Anknüpfung des inneren Bandes. Selbst durch die Wiederverehelichung Geßners am 11. April 1794 erleidet diese Herzensgemeinschaft keinerlei Lockerung. Er führt seine Frau, es war Lavaters Tochter Nette, in den Schönenhof und die Herrin des Hauses schließt sie in dieselbe mütterliche Liebe ein, womit sie das Enkelkind und den Schwiegersohn umfaßt. Infolge seiner Ernennung zum Helfer am Fraumünster mußte Geßner mit seiner Familie am 1. Oktober 1795 den Schönenhof verlassen; er schrieb der Mutter beim Abschied: „was kann, was soll ich dir sagen, Mutter, die ich mehr als eine Mutter liebe! was du mir warst, was mir die Nähe war, in der ich täglich bei dir lebte und täglich deinen Rat und deine Hülfe holte — was du mir warst, das sagen keine Worte." Als er weitere Kinder bekommt, ruft er ihr zu: „O teure Mutter, du bist die Mutter aller unserer Kinder." Sie wetteifern in gegenseitigen Liebeserweisungen. Immer von neuem bewundert Geßner das Zartgefühl, womit Frau Schultheß auch jene geringfügigen Verstimmungen auszuschließen oder rasch zu überwinden weiß, welche unvermeidlich scheinen, wo Menschen mit gleichen Rechtsansprüchen nahe beisammen wohnen. Täglich muß er sie sehen, mit ihr reden. Er empfindet es als Entbehrung, wenn es einmal nicht sein kann. Sie ist, wie niemand sonst,

die Vertraute seines inneren Lebens. Die Befürchtungen, Hoffnungen, Sorgen, welche ihn bewegen, in ihr liebevolles, großes Herz legen zu dürfen, gewährt ihm eine einzigartige Beruhigung. Seine religiösen Sondermeinungen, zumal die noch ungeborenen, klarer Form noch entbehrenden, vernimmt sie allein. Lavater würde gleich alle seine Einwendungen vorbringen, Frau Bäbe dagegen besitzt die Kunst, zu tieferem Nachdenken, zu umfassenderem Prüfen anzuregen, ohne den tastenden Geist zu stören.

Zwei Jahre nach Bäbes Tod fiel abermals ein dunkler Schatten auf den Lebensweg der treuen Mutter im Schönenhof; ihre dritte Tochter „Lisli" starb im Alter von 21 Jahren. In einem Brief vom 10. August klagt sie Göthe ihren Schmerz: „Ach, mein Lieber, das Schicksal liegt wieder schwer auf mir und viele Wunden zerreissen dies arme Herz! Ich habe wieder eine meiner Töchter in die Erde versenken sehen, Lise, die gesundeste, munterste, die ich am ruhigsten einst zurückgelassen hätte, mit ihr trat immer Leben und Freude in unsere Mitte... Die letzten Stunden waren noch wie ihr Leben, ein leichtes Hingehen. Sie schied so tröstend wie möglich, aber fühle das Herz der Mutter, der Schwestern... So geht es, Lieber, auf dieser Erde und so sehnt man sich auch hinaus. Oft ist mir nun, daß ich nicht weiß, ob ich wünschen möchte, auch die übrigen vorausschicken zu können." Wirklich sollte sie noch eines der Kinder „vorausschicken". Am 2. April 1801 fiel Döde einer langwierigen Krankheit zum Opfer. Nanli allein, das zarteste der Mädchen, sollte die Mutter überleben. Sie verheiratete sich am 18. Oktober 1803 mit Johann Jakob Geßner, einem Bruder des Theologen. Wieder zog ein junges Paar im Schönenhof ein und nach einigen Jahren erfüllten wie ehedem frohe Kinderstimmen die trauten Räume. Neben „Bäbeli", von dem die Großmutter scherzend sagt: „wie ich meine, ist sie gescheiter als viele andere", stand besonders der begabte kleine David dem Herzen der Frau Schultheß nahe.

Seit dem Tode der Frau Geßner sind wir über Leben und Treiben der Schultheß'schen Familie nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die Landaufenthalte wurden fortgesetzt, jedoch meist so, daß die Mutter mit den Töchtern für einige Sommerwochen in einer Pension Wohnung nahm. Mit Vorliebe wählte man das südliche Seeufer: Mönchhof, Hirzel, Hütten, wo dann mit den Pfarrhäusern von Kilchberg [12]) und Oberrieden [13]), sowie mit Dr. Hotze [14]) in Richterswil, so lange dieser noch in der Heimat weilte, ein reger Verkehr gepflegt wurde. Dödes schwankende Gesundheit nötigte zu öfterem Kurgebrauch in Baden, ein Mal auch zu Deinat in Württemberg (1797), wohin Georg Geßner Schwiegermutter und Schwägerin begleitete. Die Freude an Natur und Menschen, die Liebe zu den Ihrigen, insbesondere zur Jugend gehen als Grundton auch durch die spärlichen Briefe dieser späteren Zeit. Das Schicksal des Vaterlandes und der Menschheit in den Revolutionskriegen erfüllt Frau Schultheß mit banger Sorge und

Geßners Aufzeichnungen verraten, wie oft sie sich zusammen darüber berieten und sich gegenseitig zum Vertrauen ermunterten. Auch die blutigen Wunden, die ihr das Geschick schlug, vermochten dieses starke Herz nicht zu beugen. Frau Bäbe besaß ein Mittel, sich der Verzagtheit zu erwehren, sie dachte an die Leiden Anderer und wurde ihre Trösterin. Daß Geßner ihrer Liebe, Bäbeli ihrer Fürsorge bedurfte, daß bei all' ihren Verlusten Andere mit verloren, die Anspruch darauf hatten, gestärkt, aufrecht gehalten zu werden, das reißt sie aus den eigenen Entmutigungen heraus und befreit ihre Seele zu segensvollem Wirken. Als Kayser eine blühende Schwester verliert, schreibt sie an die älteste der zurückgebliebenen: „Wenn wir für uns weniger Trost suchen würden, so suchen wir ihn desto eher für unsere geliebten Mitleidenden, suchen sie aufzurichten und tun auch uns wohl damit." Die Liebe wird ihr zur Retterin, wie sie ihr überhaupt des Lebens wahren Sinn enthält. „Freuen Sie sich der Stelle, zu der Sie die Vorsehung wählte," schreibt sie an dieselbe, „eine solche gibt sie nur ihren Lieblingen! Trösterin, Unterstützerin, zärtliche Wärterin und Gesellschafterin einer verdienstvollen geliebten und liebenden Mutter zu sein, wie wohl muß Ihnen das all' machen". Frau Schultheß hatte dem Schicksal noch eine andere Kraft entgegenzusetzen, ihr Gottvertrauen. Erscheint es zur Stunde des Glücks in der gemütsvoll kindlichen Gestalt der Freude am himmlischen Vater und seiner Güte, so bedeutet es in Leidenszeiten die Zuversicht, daß unser Geschick in starken, sichern Händen ruht, die für uns das beste tun. Von dem Krankenlager der Döde aus schreibt sie einmal: „Herr Helfer Heß [15]) wandelt unter uns wie ein Patriarch und spricht Mut und Glauben ein, man soll nur auch Gott die Ehre antun und auf ihn vertrauen." Das ist auch ihre Stimmung. Ihre Frömmigkeit enthält jedoch noch ein anderes Element, die Hoffnung auf eine himmlische Verklärung und Seligkeit. Frau Schultheß hätte nicht den geistigen Kreisen angehören müssen, in denen sie lebte, und sie hätte nicht Frau sein müssen, um nicht das Leben persönlich zu nehmen, um nicht seinen Wert im Füreinandersein von Persönlichkeiten zu sehen. Dazu kommt ihre tiefe, starke Liebe. Da die Besten, die zu ihr gehören und denen sie etwas sein kann, im Jenseits sind, wie sollte sie nicht Sehnsucht verspüren nach der andern Welt? „Hielten mich meine Kinder nicht noch fest an diesem Leben, ich sehnte mich oft sehr hinüber," schreibt sie an Göthe. Geßner sagt von ihren letzten Jahren: „es ward in der frommen Mutterseele ein Heimweh rege, das sich zwar wenig in Worten aussprach." Er fügt aber gleich hinzu, diese Stimmung habe nie „das Gernebleiben und Fortwirken so lange der Tag währt" stören dürfen. Zuweilen mag eine Wehmut über sie gekommen sein, die ihr die Dinge dieses Lebens nichtig erscheinen ließ. Das zeigt sich besonders in einigen Briefen an Göthe. Sechs Monate nach Bäbes Tod erzählt sie ihm, daß nun Meyers [16]) Zeichnung des Apollo bei ihr hänge und daß Bäbeli „ganze Gespräche in höchster Verwunderung mit dieser großen

Vorstellung" führe; „und mir ist", fährt sie fort, „als ob ein Schleier über all' die Sachen hinunter gefallen wäre, mit den zwei sich geschlossenen Augen." Ein Jahr später beginnt sie von der „wütenden Raserei" und der Torheit der französischen Revolutionsmänner, dann unterbricht sie sich: „Lieber, ich sitze neben meinem schlafenden Engel — und es ist Sünde, sich von diesem weg nach solchen Dingen zu wenden ... Hier ist eine Welt und ein Himmel, der Seligkeit in die Seele ausgießt! Wer nur werden könnte wie ein solches — und dann Heim gehen!!" Allein, daß dies nicht die herrschende Stimmung bei Frau Bäbe war, beweisen die gleichzeitigen und späteren Briefe an Kinder und Enkel, in welchen das unveränderte Interesse an allen häuslichen Aufgaben und Freuden, die alte Regsamkeit und Munterkeit des Wesens sich ausdrückt.

Im Frühling 1811 kaufte Herr J. J. Geßner, der zweite Tochtermann der Frau Schultheß, das „Neuhaus". Die Mutter zog zu ihren Kindern und veräußerte den Schönenhof, welcher von dem neuen Besitzer, Herr L. v. Muralt, gänzlich geschleift und durch einen Neubau ersetzt wurde. Frau Bäbe lebte noch 5 Jahre in voller Rüstigkeit bei ihrer jüngsten Tochter, da traten plötzlich Besorgnis erregende Beschwerden ein, die indessen wieder gehoben werden konnten. Sie erkannte in dem geschehenen die Aufforderung, ihr Haus zu bestellen. Sie brachte ihre Papiere in Ordnung und zerstörte ihre ganze Korrespondenz, um einer möglichen Indiskretion vorzubeugen. Im April des nächsten Jahres wiederholte sich der Anfall; er konnte noch einmal unschädlich gemacht werden. Im darauf folgenden Winter nahmen die Kräfte ab, am 12. April 1818 trat der Tod ein.

Lavater.[17])

Zu den Eigentümlichkeiten der Bildung des klassischen Zeitalters gehörte die Pflege reger persönlicher Beziehungen zwischen ihren Vertretern. In Zürich stand Lavater mit den meisten Dichtern und Denkern deutscher Zunge in Gedankenaustausch. Einer mitteilsamen Natur wie der seinigen genügte es jedoch nicht, die Fülle von Anregungen, die ihm dadurch zu Teil wurde, in brieflicher Aussprache weiter zu bieten. Bedürfnis und Pflicht hießen ihn, sich mit einer Gemeinde umgeben, die er an seiner geistigen Welt teilnehmen lassen konnte. So wurde er der Begründer einer eigenartigen Geselligkeit in Zürich. Bodmer hatte strebsame junge Leute um sich geschart und in mancherlei „Gesellschaften" für seine patriotischen, poetischen, moralischen Ideale zu betätigen gesucht, aber die Frauen blieben von diesen Kreisen ausgeschlossen. Die gemischte Gesellschaft folgte dem Muster der französischen Unterhaltung, die Äußerlichkeiten eines feinen Umgangstones und das Spiel bildeten ihren ganzen Inhalt. Bei Lavater dagegen versammelten sich Männer und Frauen verschiedener sozialer Stellungen, ohne jede äußere Veranstaltung, im losesten Rahmen zur Pflege erhöhter Gesinnungen und zur Bereicherung ihres geistigen Wesens. Selbstverständlich war er selbst Haupt und Seele dieses „Zirkels". Man weiß, daß er nirgends den Zauber seines eigenartigen Wesens so entfaltete, nirgends so sein Bestes gab, wie in freier Konversation in vertrauter Umgebung. Die Vielseitigkeit seines menschlichen Interesses, die Beweglichkeit seines Geistes, die ideale Stimmung seines Gemütes, seine Herzensgüte und sein Frohsinn machten den Teilnehmern solche intimen Zusammenkünfte überaus anregend, gewinnbringend und genußreich. Lavater erzählte oder erging sich über irgend ein Problem der Religion, der Empfindung, des Lebens, er stellte Fragen zu gemeinsamer Beantwortung, er las aus neu erschienenen Büchern vor und teilte Briefe seiner interessantesten Korrespondenten mit. Durch letzteres stellte er zwischen seinen zürcherischen Vertrauten und den Trägern des geistigen Lebens Deutschlands eine ideelle Gemeinschaft her und versetzte jene in den lebendigen Strom der genialischen und klassischen Bewegung. Kam dann eine dieser Persönlichkeiten ihn besuchen, so wurden die Zürcher-Freunde eingeladen und bekamen ebenfalls Anteil am unmittelbaren Sehen und Genießen. Andere Male wies Lavater Gemälde oder physiognomische Studien vor, oder es ließ sich ein ausländischer Musiker hören, der an den zürcherischen Menschenfreund empfohlen war. Auch einzeln waren die Freunde jederzeit im „Waldries" oder in der „Reblaube" willkommen und der liebenswürdige Hausherr fand fast immer die Möglichkeit, ihnen einige Augenblicke zu widmen.

Zu den Mitgliedern dieses vertrauten Kreises gehörte auch Frau Barbara Schultheß. Die erste Erwähnung von ihren Beziehungen zu Lavater enthält ein Brief, den dieser am 10. November 1772 an Herder richtet. Die Bekanntschaft muß damals ziemlich neu gewesen sein, denn Lavater teilt in einem späteren Briefe dem Freunde mit: „sie wohnt in Pfenningers Haus und ihm habe ich sie zu danken." Frau Schultheß hatte den Schönenhof, in dem Pfenninger zur Miete war, am 18. Mai dieses selben Jahres bezogen. Pfenninger und Lavater, die „Menschensucher", irrten nicht, wenn sie bei ihr Empfänglichkeit für die höhern Bildungskräfte voraussetzten, die sie pflegten; und Bäbe ihrerseits rechnete diesen Verkehr zu den besten Gütern ihres Lebens. Wir besitzen freilich von ihr keine einzige Äußerung über Lavater; aber wir wissen, daß sie in seinem Hause viel und intim verkehrte, daß sie seine Schriften las und seine Predigten vor allen andern besuchte, daß sie ein warmes Interesse an seinem Schicksal nahm und daß sie großherzig für ihn eintreten konnte, wo ihm Unrecht geschah. Unzählige Male findet sich in den Aufzeichnungen der Tochter die Notiz, die Mutter sei bei Lavaters „vorbeigegangen". Unter dem 23. September 1778 wird mitgeteilt, sie habe Frau Helfer beim Umzug aus dem „Waldries", Lavaters Elternhaus, in die „Reblaube", die Amtswohnung des Diakons zu St. Peter, den ganzen Tag geholfen. Bei den geselligen Vereinigungen war sie regelmäßig eingeladen, häufig auch die Tochter, die sich jedoch durch ihre Schüchternheit gehemmt fühlte. Über Lavaters Predigten kehren mehrfach Urteile wieder, wie dieses: „sie reißen mein ganzes Herz hin." Einmal lesen wir: „Diesen Morgen waren Mama und ich beim Großmünster, wo Antistes predigte. Wie ungewohnt war mir's doch gegen unsere kraftvollen, feurigen, gefühlvollen Prediger, den zu hören. O, was hätt' ich dafür gegeben, wenn liebster Lavater oder Häfeli oder auch Tobler auf die Kanzel getreten wäre." Über die Schlußstunde eines Konfirmandenunterrichts, der die jüngere Bäbe aus dem Nebenzimmer zuhört, bemerkt sie: „so hört ich noch keinen Menschen an die Seele reden, in den Geist des Menschen hinein." Das sind Äußerungen der Tochter, aber man wird annehmen dürfen, daß die Mutter ebenso empfand. Es klingt wie ein Echo von Gesprächen im Schönenhof, wenn befreundete Damen in Anhalt und Schwaben an die „Herzlichkeit" und die „Menschlichkeit" der Predigten Lavaters erinnern, die sie ehedem in Zürich hörten, und um Übersendung von solchen bitten, zur Stillung ihres „Durstes nach Geist und Leben". Nicht selten finden wir Frau Schultheß in einsamen Stunden mit Abschreiben und wiederholtem Lesen Lavater'scher Reden beschäftigt. — Zu helfen, wo Not drückte, und wohl zu tun war ihrem Herzen Bedürfnis, sie verstand und achtete daher auch die großartige, sorglose Wohltätigkeit des Pfarrers zu St. Peter. Und als er darüber — freilich auch wegen ungeschickter geschäftlicher Unternehmungen — in ökonomische Verlegenheit geriet, fand sie einen Weg, ihm, unter Wahrung der äußersten Delikatesse, mit einer

namhaften Summe beizustehen. Es war endlich kein geringerer als Göthe, gegen den sie sich des geistlichen Freundes annahm, auf die Gefahr hin, jenen dauernd zu verstimmen.

Die Frage drängt sich auf, wie eine Frau von so kerngesunder Art, von so klarem und starkem Verstande, von solcher Einfachheit und Stetigkeit des Gemüts die längste Zeit ihres Lebens hindurch in intimer Seelengemeinschaft stehen konnte mit einem Manne, der so viel exzentrisches, so viel widersprechendes und launenhaftes an sich hatte, und durch seine Unbesonnenheiten sich und den Seinigen zahllose Verlegenheiten bereitete. Unwillkürlich sieht man sich nach Spuren zeitweiliger Entfremdung um. Die Tatsache, daß die freundschaftlichen Beziehungen der Frau Schultheß zu Göthe diejenigen Lavaters zu ihm überdauerten, konnte scheinen, einen Anhaltspunkt dafür zu bieten. Das ist jedoch ein Irrtum. Frau Schultheß verzichtete Lavater gegenüber nicht auf Kritik; Beweis dafür sind Geßners „Taggedanken", in denen er mehrfach über die Sonderbarkeiten des „Kraftmannes", seinen unverbesserlichen Sanguinismus, seine Unvorsichtigkeit, seine unbeabsichtigte und unbewußte Aufdringlichkeit und Unzartheit klagt. Der Schwiegersohn würde ihr solche Seufzer vorenthalten haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß sie ihn verstehe und ähnlich empfinde. Allein Frau Schultheß glaubte unentwegt an Lavaters Herz; die Hoheit und Reinheit seines Strebens, die Größe und Unerschütterlichkeit seiner Menschenliebe waren ihr zu hohe Güter, als daß sie ihm nicht alles, was bloß Schwachheit war, hätte verzeihen können. Ein ähnlicher starker Glaube an den innersten Menschen trug und erhielt ihr Verhältnis zu Göthe. Aus dieser Quelle floß die Treue, die Lavater andeutet, indem er sie die „Immergleiche" nennt. Ein nicht minder schönes Wort schreibt er an Herder: „sie ist mir Warnerin und Stab." Wie oft mag die edle Frau, die das Trösten so meisterlich verstand, den innerlich Ringenden und von allen Seiten Angefeindeten beruhigt, ermutigt, gestützt haben; aber sie scheut sich anderseits nicht, warnend auf Gefahren und Irrwege hinzuweisen, denen sie ihn entgegengehen sieht. Seine Lehrmeinungen zu kritisieren, hielt sie nicht für ihre Aufgabe. Wir müssen mehr sagen, ihre Erfahrung von Erleuchtungen und höhern Kräften, die sie Lavater und seinen jungen Freunden verdankte, scheint ihre religiöse Phantasie und ihr Empfindungsvermögen in Lavaters und Geßners Fußstapfen erheblich über die Grenze dessen hinausgeführt zu haben, was zum sicheren Bestande ihres Gemütslebens gehörte. Bekanntlich hatte Lavater von enthusiastischen Freunden in Kopenhagen die sonderbare Zusicherung erhalten, daß der Apostel Johannes zu ihm nach Zürich kommen und ihm mittelst Handauflegung übernatürliche Kräfte verleihen werde, durch die er aller inneren Zweifel und Bedrängnisse mit einem Mal enthoben sein würde. Seine nach göttlicher Kraftfülle schmachtende Seele setzt ihre ganze Hoffnung auf diese Verheißung und erwartete den Gottesboten mit verzehrender Sehnsucht.

Auffallenderweise fascinierte dieses Phantom auch einige seiner jungen Freunde, u. a. Geßner. Er teilt Lavaters Hoffnung und ist überzeugt, daß Gott die Gebete des frommen Kämpfers nicht unerhört lassen werde. Sein Tagebuch ist in jenen Jahren voll von Erwägungen und Ergüssen, die sich auf das große Ereignis beziehen; aber nicht nur das Tagebuch, sondern auch jene Blättchen, die er täglich an „Mama Schultheß" gelangen ließ. Die Häufigkeit solcher Äußerungen und die ganze Art derselben schließt die Möglichkeit einer opponierenden Haltung der Empfängerin aus. Geßner hatte daneben seine eigenen religiösen Sonderbarkeiten. Insbesondere pflegte er durchs Los für seine täglichen Entschließungen den Willen Gottes zu erforschen. Auch hierüber hält er Frau Schultheß auf dem Laufenden. Ein Mal äußert er geradezu, mit Lavater dürfe er über seine Erfahrungen mit dem Lose nicht sprechen, der würde Einwendungen machen; „ich kann mit niemandem davon reden, als mit dir." Demnach machte die Mutter keine Einwendungen. Frau Bäbe bediente sich ganz gewiß selbst des Losorakels nicht; hat doch auch, soviel wir sehen, Geßner sie und ihre Angelegenheiten niemals zum Gegenstand seiner Befragungen gemacht. Ebenso wenig bedurfte sie für ihre Person des Geheimnisses aus Norden. Ihr religiöses Wesen ruhte fest und sicher in den Erfahrungen ihres Herzens und Lebens, allein sie war in den überirdischen Dingen zu sehr nur Empfindung, zu sehr Frau, um deswegen in Gegensatz zu treten zu den religiösen Eigentümlichkeiten jener Männer, die sie aufs höchste schätzte. — In ihrem Verhältnis zu Lavater bewährte sich Frau Schultheß als die „Herzliche" und als die „Starke", die ihrer selbst Gewisse. Von jenem Lavaterkultus, der, nicht zum Nutzen des eifrigen Wahrheitszeugen und seiner Mission, weite Kreise Deutschlands, insbesondere die deutsche Frauenwelt ergriff, ist sie wahrlich frei genug. Ebenso war ihr, wie wir sehen werden, der Göthekultus fremd. Nur um so wertvoller mußte ihre Freundschaft den beiden edeln Männern sein.

Lavaters Äußerungen über Frau Bäbe finden sich hauptsächlich in Briefen an Herder und an Zimmermann. Bereits ist das schöne Wort erwähnt, in dem er sie „die Größe und die Liebe" nennt, es gehört dem Jahr 1778 an und steht im Zusammenhang eines Berichtes über den Tod des Herrn Schultheß. Doch schon im November 1772, in denselben Tagen, da er Herder gegenüber die Freundin zum ersten Mal erwähnt, stellt er sie in begeisterten Worten Zimmermann vor: „Eine Frau Schultheß geborne Wolf, die solltest du kennen, nichts von der verd .... Zürcher Pedanterie, immer schweigend und immer handelnd, von allen Menschen, die ihr nicht sehr nahe sind, mißkannt, aber über das Urteil aller adlerhoch erhaben, eine Tochter wie ein Lamm, eine Frau wie eine Freundin, eine Mutter wie eine Gespielin, eine Freundin ohne Vergleichung, ein unüberglaubliches Herz, ein durchschmetternder Verstand, der sich fühlt, schweigt und mit den Augen allmächtig spricht, und eine Seele, die in mir und meiner Frau

lebt und meines Herzensfreundes Herzensfreundin ist. Amen." Daß er sie um seiner Geschäftslast willen oft mehrere Tage nicht sehen kann, ist ihm schmerzliche Entbehrung. Mit Lavaters Frau, Pfenninger und seiner Frau bildet sie den engsten Kreis, der den feurigen Genieprophetен umgibt. Zusammen mit diesen hat sie den ersten Anteil an Herders Briefen und Schriften und legt am 14. September 1774, vermutlich auf Lavaters Einladung, ein Billet an Herder dem Briefe Lavaters bei. Als Göthe, aus der Schweiz zurückkehrend, im Oktober 1775 zu Herder nach Bückeburg kommt, muß er ihm Frau Schultheß „recht hermalen", da Herder keinen Menschen ohne Bild denken oder lieben kann. Größer ist um diese Zeit der Zirkel, der sich an Herders Werken erfreut. Lavater zählt auf: Pfenninger und sein Weibchen, Frau Schultheß, Jungfer Muralt, Nanne Lavater, Lise Ziegler, Kandidat Häfeli und Stolz, Boßhard und eine Dienstmagd und dann auch noch Passavant von Frankfurt. Er vergleicht gerne Frau Schultheß mit Jungfer Muralt [18]). So gegenüber Zimmermann (17. August 1775): „Frau Schultheß ist nicht sogleich offen wie Jungfer Muralt, aber man darf ihr doch ins Herz sehen." Ebenso schreibt er einige Wochen später in jenem forcierten, superlativischen Stil, der in den gröbsten Umrissen zeichnet, an Herder: „Unter den würksamern, tätigern Freundinnen und Hörerinnen habe ich noch eine matronenähnliche Mamsell von Muralt, die zehnmal mehr Fruchtbarkeit des Geistes hat als Frau Schultheß. Ihr Verhältnis möchte sein wie prächtig und groß; nicht daß Jungfer Muralt nicht viel wahre Größe habe, aber ihre Größe ist weniger verschlossen, sie ist feuriger, Frau Schultheß kälter; Frau Schultheß länger, Jungfer Muralt kürzer." In demselben Zusammenhang stehen die Worte: „Frau Schultheß ist kurz und gut — eine Männin. Sie spricht fast nichts und fühlt nur ohne Wortgepränge. Sie ist nicht schön und nicht fein gebildet (körperlich nämlich). Nur stark und fest ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz — unausgebreitet; eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Ihr Schweigen ist belehrende Kritik. Sie ist mir Warnerin und Stab .... Sie ist mir nur durch Schweigen nützlich; sie empfängt nur und gibt mir nicht — aus wahrer Demut und — wahrem Stolze." Wir haben es nach dem bisherigen in der Hand, das zutreffende und das unzutreffende oder schiefe an dieser Charakteristik von einander zu scheiden. In den physiognomischen Fragmenten (II 121) sagt er: „Sie zeichnet sich durch Verstand, Mut, Kraft aus und Stolz ohne alle Eitelkeit — empfindsam aber verschlossen. Immer sieben stille Thaten, statt eines Wortes". Lavater konnte, wie wir sehen, mit der Wortkargheit seiner Freundin nicht zurecht kommen; ihm, dem unendlich Mitteilsamen, der stets das Herz mit allen seinen Geheimnissen auf der Zunge trug, wurde Frau Bäbes Gemessenheit im Reden zur Geduldsprobe. Aber auch Göthe glaubt ihr bei einer Gelegenheit andeuten zu sollen, daß das „sogenannte beredte Schweigen" unfruchtbar sei. (9. Oktober 1797). Wie Herder, so tritt auch Zimmermann, seit

Lavater ihm Frau Schultheß geistig vorgestellt hat, mit ihr in Briefwechsel; dazu eine große Anzahl von Männern und Frauen, mit denen sie in dem befreundeten Pfarrhause bekannt geworden war.

Die Geselligkeit des Schönenhof war ein Absenker derjenigen im Waldries und in der Reblaube. Dieselben, zugleich religiösen, litterarischen, künstlerischen, in dem allen aber menschlich-persönlichen Interessen, welche bei Lavater gepflegt wurden, beschäftigten auch Frau Bäbe in ihren Freistunden. Wir werden es der Herrin des Schönenhof, wie wir sie kennen, zutrauen, daß sie von der Eitelkeit, große Geister und hohe Herrschaften in ihrem bescheidenen Heim zu begrüßen, frei war und daß sie nichts tut, um sich solche Ehren zu verschaffen. Wenn dennoch eine beträchtliche Anzahl und gerade die besten unter den fremden Besuchern Lavaters auch zu ihr kamen und sie in die Freundschaft einschlossen, die sie dem berühmten Geistlichen und Schriftsteller widmeten, so wird nichts anderes als die Erkenntnis des Wertes dieser Frau der Grund sein. Sie wird sich an der Konversation mit einigen jener inhaltsschweren Worte beteiligt haben, von denen Geßner sagt, daß sie zuweilen mehr enthielten, als die „weitläufige Unterhaltung Anderer". Sie wird zugleich durch den edeln, hoheitsvollen Anstand, der ihr eigen war, und durch ihr vielsagendes Auge, das Lavater erwähnt, unwillkürlich den Eindruck einer Persönlichkeit gemacht haben, die wert sei, näher gekannt zu werden. So sehen wir nicht nur die geistreichen jungen Schweizer-Freunde Lavaters, Häfeli [19]), Stolz [20]), Tobler, den Künstler Lips [21]), den Frankfurter Passavant [22]) und Neufville [23]) und vor allem ihren gemeinsamen geistigen Vater im Schönenhof aus- und eingehen, sondern wir treffen da auch Zimmermann [24]), Göthe, Miller [25]), Schlosser und seine Frau, F. L. von Stolberg [26]), Hotze, die Branconi [27]), die Baronin Palm, die Fürstin von Anhalt-Dessau und ihre Begleiterin die Gräfin Anhalt, den Herzog von Weimar und viele Andere.

Eine Vergleichung zwischen Frau Schultheß und der Gattin Lavaters aus der Feder der Freiin Karoline von Palm möge diesen Abschnitt über Lavater schließen. Sie schreibt am 4. Juni 1783 an die junge Bäbe. „Deine Mutter ist die Güte selbst, so weise, so edel, so groß. Das zwar begreife ich, daß Frau Lavater mehr Zutrauen einflößt. Ich denke, (deine) Mama erfüllt zuerst mit Respekt, und sie recht innig lieben kann nicht jedes, sowie nicht alle, auch vernünftige Menschen, die Messiade, den Homer, Lavaters Aussichten mit Lust lesen und recht genießen können. Frau Lavater flößt Liebe ein, sobald man sie sieht, reden hört. So wenig man ein schönes kleines Kind nicht lieben kann, so wenig kann man sie nicht lieben. Sie sehen und ihr sein ganzes Herz hingeben, ist eins. Unserer Mama (Frau Schultheß) möchte man beim ersten Anblick die Knie beugen, freilich aus der Fülle des Herzens, Frau Lavater gleich um den Hals fallen und sie ans Herz drücken."

Kayser.[28])

Zu den intimsten und treusten Freunden des Schönenhof gehörte der Komponist Philipp Christoph Kayser, ein Frankfurter von Geburt. Im Jahr 1775 kam er, durch Göthe an Lavater empfohlen, nach Zürich. Er scheint nur an einen vorübergehenden Aufenthalt gedacht zu haben, statt dessen fand er hier seine zweite Heimat. Am 10. März 1755 als Sohn eines Organisten und Musiklehrers geboren, erhielt er bei seinem Vater Anleitung im Klavierspiel und genoß daneben eine gründliche musiktheoretische Bildung. Seine Kameraden Göthe und Klinger gewannen ihn für litterarische Interessen, für schwärmerische Freundschaften und für das überschäumende Leben und Treiben der jungen Genies.

Seine Bewunderung für Göthe ist unbegrenzt. Wiederum stellt dieser ihm das glänzendste Prognostikon. Lavater, der keinerlei musikalisches Urteil besaß, gibt ohne Zweifel die Meinung der Freunde wieder, wenn er Kayſers Silhouette mit den Worten kommentiert (physiogn. Fragm. Band 2 S. 111): „ein großes Genie, das mächtige Kraft und große Kunstfertigkeit mit feiner, inniger Zärtlichkeit verbindet .... ein Jüngling, der sich mir unter einem Haufen von Tausenden sogleich auszeichnete und gewiß noch in der Musik werden kann, was Göthe im Drama." Die Folge rechtfertigte solch' hochgespannte Erwartungen nicht. Kayſer blieb in der bescheidenen Stellung eines Musiklehrers in unserer kleinen Stadt, komponierte Lieder, verfaßte auch einzelne Gedichte; aber alle Versuche der Freunde, ihm eine entscheidende künstlerische Tat zu entlocken, waren umsonst, ebenso ihre Bemühungen, einen Wirkungskreis in der großen Welt für ihn zu finden. Unermüdlich umgab ihn Göthes Fürsorge. Er zieht ihn 1781 nach Weimar, sendet ihn im folgenden Jahr nach Wien zu Gluck, damit dieser seinen Genius entflamme. Seit 1785 entspinnt sich zwischen den Beiden ein reger Briefwechsel wegen verschiedener Singspiele Göthes, zu denen Kayſer die Musik liefern soll. Im Winter 1787 auf 88 finden wir sie in schönster persönlicher und künstlerischer Harmonie emsig arbeitend in Rom. Nach der Rückkehr sollten die Singspiele in Weimar aufgeführt und Kayſers Ruf als Komponist begründet werden. Allein es stellten sich äußere Hindernisse entgegen, dann kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Dichter und dem Musiker, die Aufführungen unterblieben zum großen Bedauern Göthes, der namentlich in der Musik zu „Scherz, List und Rache" große Schönheiten zu rühmen wußte. Am 13. August verließ Kayſer Weimar, im Gefolge der Herzogin-Mutter Anna Amalie, die nach Italien reiste. Unterwegs scheint er in Differenzen mit Gliedern der Gesellschaft geraten zu sein, er kehrte im Tirol um, traf am 10. September in Zürich ein und verzichtete damit auf die Hoffnungen, die sich für ihn an Weimar geknüpft hatten. Göthe zog sich nun allmählich von ihm zurück. Gleichzeitig näherte sich ihm der andere Jugendfreund Klinger, der eine einflußreiche Stellung am russischen Hofe besaß und Kayſer nach Petersburg zu ziehen wünschte. Allein dieser vermißt nun die erforderliche „Jugendkraft", um sich in so andersartige Verhältnisse einzuleben. Den Winter 1790/91 brachte er bei seinem Vater, seinem Bruder und seinen 3 Schwestern (eine vierte war im Jahr vorher gestorben) in Frankfurt zu, sonst hat er Zürich kaum mehr auf längere Zeit verlassen.

Kayſers Schicksal, sein Naturell und sein Verhältnis zu seiner Kunst vereinigten sich, um ihn in dem Zürcher-Stilleben festzuhalten. Stets von musikalischen Plänen erfüllt und für seine Kunst glühend begeistert, spricht er doch mehrmals die Absicht aus, sich einer anderen Tätigkeit zuzuwenden. Die Empfindung, daß er sich nicht genug tun könne, scheint auf ihm gelastet zu haben. Er verließ zwar die Musik nicht, aber es wurde ihm zur Wohltat, in ihrer Ausübung an ein

tägliches Pflichtmaß gebunden zu sein. Überdies besaß er vom Beruf des Musikers eine zu sittliche Vorstellung, als daß es ihm hätte beikommen können, die Erteilung von Unterricht für eine dem wahren Künstler unangemessene Beschäftigung zu halten. Bezeichnend hiefür ist eine Stelle aus einem Brief an die älteste Tochter im Schönenhof, datiert vom 28. Februar 1784: „Bleibe der Reinheit deines Gefühls treu, welches du erhältst, wenn du den Wert jeder Note schätzest, die den Komponisten manchmal einen Pulsschlag seines Lebens kostet, und wenn du dich bemühst, mit Aufmerksamkeit die Bedeutung jedes Taktes zu erforschen und dich vor aller Affektation, vor aller handwerksmäßigen Manier hütest. Besonders aber hüte dich vor der unglückseligen Mittelmäßigkeit und vor dem Gedanken „so gut kann ichs auch". Unser moralische Wert ist platterdings verloren, sobald wir in Vergleichung mit einem andern Wesen den Gedanken in uns aufsteigen lassen „so gut bin ich auch", in der Kunst ist es das nämliche. Aber sich geringer und schlechter fühlen, wenn es auf großen allerkannten Wert ankommt, sich mutig beeifern, der capierten anerkannten Größe eines Andern gleich zu kommen, dieses sind die Inschriften der goldenen Tafel in dem Tempel, der zur wahren Kunsterkenntnis führt. Laß endlich bei allem, was du in der Kunst tust, alle deine Teile in dem Maß harmonieren, wie du sie aus den Händen der Natur dazu empfiengst. Daß alle deine Glieder mit den Fingern, alle deine innern mit den äußern Sinnen das Instrument berühren, wenn du dich daran setzest! Daß du jedes Mal in deinem ganzen Anstande, deiner ganzen Gestalt so seiest, wie die Maler die Musik malen, die Dichter sie beschreiben. O, meine Freundin, warum belehren wir die Spötter nicht? warum triumphieren wir nicht über unsern Feind? warum tun wir den natürlichen Menschen, dem durch tiefes Nachforschen zum Kenner gewordenen Weisen, kein Genüge? warum bezaubern wir nicht wie Orpheus die Wälder und die wilden Tiere? — als weil keine Harmonie in unserem Wesen ist, weil wir statt Künstler Handwerker sind. Statt dem Bild der Göttin, die in Empfindung aufgelöst, weissagt, die Natur deutet und mit ihren Priestern und Priesterinnen .... den Menschen den Wert des Lebens zu fühlen gibt, ihre Leidenschaften reinigt und ihre Plagen versüßt, siehst du den Schneider die Instrumente rühren, die Buhlerin singen, den Gaukler tanzen, kurz, siehst du das Mädchen und den Knaben, den Mann und das Weib in ihrer garstigen natürlichen Gestalt." Wer so ideal von der Bestimmung des Musikers dachte, dem mußte die Aufgabe, Musiker zu bilden, wohl eines Lebens wert erscheinen.

Kayser liebte die Stille und bedurfte einer vertrauten Umgebung, wenn es ihm wohl werden sollte. Im Januar 1784 klagt er aus Italien, wohin er einen jungen Leipziger-Kaufmann begleitet, daß ihm das Reisen schwer werde, weil sein Denken und Gefühl nirgends ausruhen könnten. „Ich beneide dich," schreibt er an die junge Bäbe, „um deine Stille, diese Welt lärmt erschrecklich

in meinem Kopf." Er fühlt sich unglücklich unter lauter Menschen, die keine Notiz von ihm nehmen, seinen Namen nicht kennen, ihn nicht grüßen. Dazu wird ihm das menschliche Elend, dem er auf Schritt und Tritt begegnet, zur Qual. „Man muß," meint er, „Philosoph sein, um am Herumfahren in der Welt Gefallen zu finden." Enttäuschungen mögen solche Stimmungen verschärft haben, wenn er am 14. August 1782 (vermutlich aus Wien) an die Freundin schreibt: „Ich habe viele Leute kennen lernen, aber ich wüßte dir, die du so stark aufs Freundschaft schließen ausgehst, gar niemand zu recommandieren. Doch bitte ich dich, bleibe bei der Menschenliebe im allgemeinen Verstande, aber wenn du kannst, so halte dich bloß an deine Mutter und Geschwister und Gespielen. Jedes Gefühl, das du ihnen entziehst und etwa an Andere verschwendest, ist zu deinem Nachteil. Sie allein lieben und müssen dich lieben, weil sie dich kennen. Alles andere sind bloße Bekanntschaften, die uns Menschen in einen großen Wirbel hineinziehen und weiter nichts gewähren, als daß wir teure Zeit damit verlieren." Das war nicht immer Kayſers Denkart gewesen. Ein Jahr nach seiner Ankunft in Zürich hatte er an seine älteste Schwester geschrieben: „Hab' Zutrauen zu der Welt und wisse, daß noch viele Seelen drin sind, die sie uns zum Paradies machen." An die Stelle des überschäumenden Mutes der Jünglingsjahre war eine hypochondrische Gedrücktheit, Ängstlichkeit getreten. Er klagt über seine Gesundheit und über geheime Lasten, von denen er niemandem etwas sagen dürfe. Daneben kann er freilich wieder munter plaudern und hat Stunden, in denen das Scherzen ihm nicht ausgeht. Sein Leben ist das eines Sonderlings geworden, der seine Ideen und seine Welt für sich hat. Seine Kunst, sowie eine vorteilhafte Erscheinung führten ihn in die angesehensten Häuser Zürichs ein. Aber er floh jede geräuschvolle und formelle Geselligkeit. Er beteiligte sich eifrig am musikalischen Leben der Stadt, aber er wünschte, dabei möglichst in den Hintergrund zu treten. Nur einmal, bei der Totenfeier seines Freundes Lavater dirigierte er das Orchester, sonst spielte er bescheiden wie jeder Andere seine Partie, meist auf der Bratsche. Neidlos anerkannte er fremde Verdienste, Gluck verehrte er aufs höchste, Mozarts aufsteigendes Gestirn erfüllte ihn mit Entzücken. Den kleinlichen Zwistigkeiten, welche oft genug die zürcherischen Musikliebhaber aufregten, blieb er fern. Was die Musik ihm an Arbeitszeit übrig ließ, gehörte dem Freimaurerorden, dessen begeistertes und angesehenes Mitglied er war, und seiner großen Bibliothek, die er aufs gründlichste kannte und unabläßig zu vermehren bemüht war — nicht zum Vorteil seiner finanziellen Ökonomie. Klinger sagte nach seinem Tode von ihm: „er war ein eigener, aber reiner und edler Mensch, gebildet aus, durch und für sich selbst aus seinem Innern. Sein stiller Geist, sein reines Herz waren seine Lehrer und Leiter und führten ihn zum stillen Leben, für das er allein geschaffen war."

Kayſers verſchloſſene, gelegentlich rauhe Art verhüllte ein tiefes Gemüt, ein warmes, Gemeinſchaft bedürfendes Herz. Er hatte den idealſten Begriff von den gegenſeitigen Beziehungen der Menſchen und kannte kein größeres Gut als wahre Seelenfreundſchaft. Bald nach ſeiner Niederlaſſung in Zürich faßte er eine Neigung für eine liebenswürdige junge Sängerin. Ihr früher Tod zerſtörte ſeine ſtillen Hoffnungen. Auf ein eigenes Heim verzichtete er nun, war aber um ſo dankbarer, wenn andere ihn an ihrem häuslichen Frieden teilnehmen ließen. Dieſes Glück gewährte ihm, wie niemand ſonſt, Frau Schultheß im Schönenhof. Die Muſik führte ihn in ihr Haus. Sie ſpielte ſelbſt Klavier, ihre älteſte Tochter beſaß ungewöhnliches muſikaliſches Verſtändnis und ein ſchönes Talent für Klavier, Harfe und Geſang, die jüngeren Mädchen ſtrebten ihr nach. Kayſer war Hauslehrer und bemühte ſich als ſolcher nicht bloß um die techniſche Fertigkeit ſeiner Schülerinnen, ſondern auch um die Bildung ihres muſikaliſchen Gefühls und Urteils. Der Hauslehrer wurde bald Hausfreund. Er hatte von jeher die Kinder geliebt; das Herz ging ihm auf bei dem munteren Treiben der Schultheß'ſchen Mädchen, er nahm an ihren Spielen teil und wurde der Vertraute all ihrer kindlichen Intereſſen. Je Montags und Donnerstags verbrachte er die Abende im Schönenhof. Wie oft mögen die alten Räume von ergreifenden Tönen erfüllt worden ſein, die ſeine viel bewunderte Meiſterhand dem trefflichen engliſchen Klavier entlockte. „Wie lieb' ich Kayſers Töne", ruft Frau Bäbe aus; und die Tochter: „welch' ein glückliches Geſchöpf, das ſo in Muſik darſtellen kann". Sein Herz verbindet ſich immer inniger mit der geiſtigen und perſönlichen Welt dieſer Familie. Ihr Glück iſt ſeine Freude und wenn Leid ſie trifft, ſo empfindet er es wie ſein eigenes. Als die Großmutter ſtirbt, ſchreibt er an die Kinder: „Ich bin keines anderen Gedankens fähig all die Tage als des Andenkens derer, die ſo ſehr mit unſerer ganzen Exiſtenz verwoben war. Ich ſitze allein, und die Augen gehen mir immer über". Dann dichtet und komponiert er ein Lied, damit ſeine Schülerin Bäbe am Klavier etwas Troſt finde. Häufig bekleidet er das Vorleſeramt; der Konverſation kam ſein vielſeitiges Wiſſen zu gute. Er iſt der Freund der Freunde des Schönenhofs, verkehrt in Seengen, in Kilchberg und freut ſich, wenn er beim Hin- und Herreiſen Dienſte leiſten kann. In der Ferne gewährt ihm die Erinnerung an ſeine Lieben im Schönenhof einen wehmütigen Troſt. Auf einer Reiſe begriffen, von der er nicht nach Zürich zurückzukehren dachte, ſchreibt er aus Koburg (31. Oktober 1780): „Manches Kind hab' ich geſehen und mit ihm geſpielt, aber immer kehre ich in Gedanken in eure Mitte zurück. Ich denke mich zwiſchen euch ſingend und ſpielend am Klavier, ich lalle in meinem Sinn die Geſänge, die wir in ſo lieblicher Ruhe und Stille mit einander machten, während die beſte Mutter, neben uns arbeitend, unſeren Übungen ihre ſtille Aufmerkſamkeit und das herzlichſte Mitgefühl gönnte. O, Bäbe, was verlor ich nicht an euch, was verlort

ihr nicht an mir, der euch so freundschaftlich und zärtlich liebte und in eurer Gegenliebe so viel fand. Laß uns uns trösten, daß das nun aufhörte, laß uns denken, daß es so sein mußte, laß uns aber dabei uns freuen, daß wir einander unvergeßlich sind, daß ihr oft in euern ferneren Übungen an mich und ich an euer Wachstum gedenken werde. Laßt uns uns freuen, daß wir unzertrennlich sein werden in Liebe und Zuneigung und daß so, wie wir uns kennen, wir nicht geschieden sind". Und als die Rückkehr bevorsteht, ruft er aus (März 1781): „O wenn ich denke, daß wir unser Klavier, unsere Musikstunden wieder antreten sollen, mir ist, als dächt' ich an einen Blumenstrauß oder an einen mit goldenen Sternen besäten Vorhang, der über die ganze Zeit der Abwesenheit und Trennung übergedeckt soll werden". Selbst aus Rom, wo er mit Göthe, Tischbein und anderen Freunden zusammenlebt und eifriger und freudiger arbeitet als je in seinem Leben, schreibt er am 17. November 1787: „Ich kann wieder mit Wahrheit sagen, daß ich viel verlassen habe, was mir Italien mit all seiner Herrlichkeit und selbst Rom mit seinen Merkwürdigkeiten lange nicht ersetzt". Durch den Umgang mit seinen Landsleuten werde es ihm zwar leichter, die Wohnung auf dem Campo Marco mit dem „Kranich" an der Torgasse zu vertauschen (länger wohnte Kayser an der „hinteren Zäune" und schließlich in „Oberstraß"), aber deshalb doch nicht Rom mit Zürich". Kayser ist eben nirgends in der Welt so daheim wie im Schönenhof, und er ist einer von denen, die es ohne ein Heim nicht aushalten. Frau Schultheß umgibt ihn mit mütterlicher Güte und Fürsorge. Als seine Gesundheit bedroht scheint, sucht sie ihm eine bessere Wohnung. Vor allem aber führt sie einen unermüdlichen Kampf gegen seine gedrückte Stimmung. „Es macht mir die Zeit über oft Mühe zu sehen, daß Ihr Bruder kränkelt", schreibt sie an Kaysers Schwester, Dorothea. „Der Hang zur Hypochondrie in seiner Natur setzt dann immer noch zu und es gelingt selten, wie ich wünschte, zu ermuntern oder wenigstens nur die physischen Übel im wahren Lichte darzustellen, ohne das Vergrößerungsglas, das der Hypochondrist sich immer vorhält, ohne daß er's weiß . . . Ermuntern Sie ihn auch von Ihrer Seite, so gut Sie können, meine Liebe, und senden Sie ihm immer gute Nachrichten von seiner geliebten Schwester, das wird ihm recht wohl thun". Zuweilen kann sie von Erfolgen berichten: „ganz mißmutig kam er ins Haus, heiter ging er davon". Sie „lacht ihn aus," wenn er mit seinen Grillen kommt, sie sagt mit lachendem Munde: „gäb' es keine größeren Unfälle". Sie nimmt ihn zu Freunden mit aufs Land, nachdem sie gegen seine Einwendung, er könnte lästig fallen, vorgesorgt und Musik zu sich gesteckt hat. Mehr als die Mutter scheinen übrigens die jüngeren Kinder, später die Enkel, gegen die Verstimmungen Kaysers vermocht zu haben.

Längere Zeit barg der Schönenhof ein Gut, das dauernden Sonnenschein in sein Herz goß. David Heß, den in spätern Jahren eine schöne Freundschaft

mit Kayser verband, erzählt, eine tiefe Neigung zu einer ausgezeichneten zürcherischen Dame, die er in der Musik unterrichtete, habe ihn Jahre lang beschäftigt und seinem Herzen Nahrung gegeben. Das Verhältnis sei ein rein platonisches, auf gegenseitige Achtung und gleichartige Empfindungen gegründetes gewesen. Er weiß von Gedichten, die dieser Neigung Ausdruck gaben und aus denen ersichtlich sei, wie er oft in stillen Mondnächten in Phantasien verloren unter den Linden des oberen Grabens nach dem Hause hinblickte, „unter dessen Dach jenes zarte Wesen wohnte, dessen Freundschaft den edeln Sonderling erwärmte". Der Gegenstand dieser verborgenen Gefühle und stillen Huldigungen kann kein anderer gewesen sein als Bäbe, die älteste Tochter der Frau Schultheß. Er schätzte sie als begabte und hingebende Schülerin. Viele der wärmsten Worte, die er an sie richtet, gehen nicht hinaus über den Ausdruck der Freude eines ideal gestimmten Lehrers an einer verständnisvollen, seelenverwandten Schülerin. So, wenn er schreibt: „ich ziehe manche Zufriedenheit, meine Beste, aus deinem Anteil an den Beschäftigungen meiner Muse. Es könnte mich nachdenklich machen: meine Produktionen gehen zu euch und da sind sie gleichsam zu Hause. Wo anders wollen sie nicht aufgehen." Oder wenn er sie wissen läßt, es gereiche ihm zum Trost, in ihr gleichsam ein Depot seiner musikalischen Kunst niedergelegt zu haben, jener Kunst, „bei der alles mechanische Seele werde, alle äußern Sinne sich in innere, in das eigentliche Anschauen des Geistes" verwandelten. Schon persönlicher nimmt er das Verhältnis, wenn er ihr dafür dankt, daß ihr Eifer nicht bloß seiner Kunst, sondern auch ein wenig ihrem „armen Jünger" gelte. Sie war ein zehnjähriges Kind gewesen, als er zum ersten Mal ins Haus kam; sie zählte 23 Jahre, als er ihr von Konstanz aus, wo er in Göthes Gesellschaft mit Frau Schultheß zusammengetroffen war (6. Juni 1788), erklärt: er müsse es endlich bekennen und gestehen, daß er ein solches Wesen, ein solches Gemüt wie das ihrige, deren es nur wenige in der Welt gebe, jederzeit mit Freuden verehren werde und sich glücklich preise, ihrer Freundschaft gewürdigt zu werden. An der Bekanntschaft mit ihr „nehme sein Herz den geprüftesten und vor allen anderen freundschaftlichen Gefühlen ausgezeichnetsten Anteil." Er betrachte mit höchster Freude „die Ausbildung, die sie ihrem Verstande gebe und den Wert, den er sie auf menschliche Gefühle legen sehe, den Herzensanteil an der Not und Freude Anderer und die kindlichsten und besten Gefühle für die beste Mutter und die Geschwister." Als Bäbe ihm ihre Verlobung mit Geßner anzeigt, spricht er die Hoffnung aus, bei ihr in lebendiger Erinnerung zu bleiben und fügt hinzu: „ich übergehe manches und gedenke des Herben bei der Sache nicht. Ich verspare auch nichts aufs mündliche, wo ich noch weniger sagen, sondern mich unter tausend Gefühlen in stilles Nachdenken hüllen werde." Auf die Einladung an die Hochzeit, die ihm in Frankfurt zukommt, antwortet er unter anderem, es liege in seiner Art, sich über Anderer Entbehren mehr zu

grämen, als über das eigene; in diesem Sinne freue er sich über das Bevorstehende. Auch sei er ihr gegenüber zu dieser Freude gedrungen, wie in keinem anderen Falle. Bäbe liebte und verehrte ihren Lehrer mit ihrem ganzen warmen Kindesherzen. Von dem, was sein Inneres bewegte, hatte sie keine Ahnung. Als sie ein Jahr nach der Hochzeit stirbt, bricht er in bittere Klagen gegen Dorothea aus: „Wiederum ein harter Schlag, zu und auf alle die Schläge meines Schicksals, ein Schlag, der mich seit der Zeit starr macht, eine unheilbare Wunde in's Herz jener Familie. Sie waren so zärtlich unter einander verbunden, einander so notwendig, die vier Schwestern, in und durch einander so in ihrem natürlichen Gleichgewicht, lebten so eine in der andern und die Mutter in allen, waren sonst so glücklichen, ruhigen Sinnes ... Was ich verliere, ist unaussprechlich. Mich trifft der Schlag doppelt, in ihrem Verlust an sich selbst und in dem, was ich durch das gestörte Glück in und an der hinterlassenen Familie, die ich nicht zu trösten weiß, verliere. Was sie mir als treue Freundin seit so lange war, kann ich nicht sagen, was als Schülerin, das läßt sich nicht fassen, denn sie war einzig. Ich schweige und meine Tränen fließen. Mein Bischen Kunst ist kinderlos, sechszehnjährige Arbeit und Mühe liegt im Grabe, der Trost meiner ältern, schweren, gedrückten, kranken Tage ist verschwunden." Mitte November desselben Jahres (1792) sendet Frau Schultheß durch den Kupferstecher Lips einen Brief an Göthe, worin sie ihn bittet, sich dafür zu verwenden, daß Kayser die vakant gewordene Kapellmeisterstelle in Frankfurt erhalte; „er jammert uns, auch der Riß in meinem Hause hat tief auf ihn gewirkt." Einen Monat später schreibt Kayser selbst in dieser Sache an Göthe, nicht ohne anzudeuten, daß er es tief bereue, die wohlmeinenden Pläne des Jugendfreundes durchkreuzt zu haben. Seit dem Tod der jungen Frau Geßner ist ihm ein ferneres Verbleiben in Zürich unerträglich. Seine Zuflucht ist ihre Mutter, die allezeit Hülfs- und Trostbereite. Sie ist ihm auch fernerhin zur Seite gestanden, als die Stelle in Frankfurt ihm entging und er sein stilles Leben in Zürich weiter führen mußte. Kayser starb am 24. Dezember 1823, fünf Jahre nach Frau Schultheß.

Mit dem Hausfreund hatte diese auch dessen Schwester in ihr mütterliches Herz geschlossen. Sie erbittet sich, wie wir sehen, Dorotheas Bundesgenossenschaft, um dem Bruder wohlzutun. Sie sendet dieser aber auch für die Enttäuschungen und Lasten ihres eigenen Lebens manches gute Wort der Liebe und Ermunterung in die Ferne. Immer wieder hält sie an, sie möge doch nach Zürich kommen, um sich im Sonnenschein ihres Hauses zu wärmen. „Wenn Sie einmal nach Zürich kommen könnten und wir Sie in unserer Mitte sähen, wie würde uns dies erfreuen. Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben. Man sollte sich aller vergeblichen Wünsche enthalten, sagen die Philosophen, ich begreife, wie sie recht haben, aber Sie begreifen, daß es doch auch solche gibt, die einer Schreiberin und der Leserin wohl machen können."

Göthe.

Daß ein junger Mann seine Schwester oder Cousine zur Vertrauten seiner Gefühle, Gedanken, Lebenspläne macht, ist unter uns eine alltägliche Erscheinung. Dagegen kennen wir intime Seelengemeinschaften zwischen gereiften Männern und Frauen außerhalb der Ehe kaum mehr oder es wird uns schwer, an ihre Unbefangenheit zu glauben. In der klassischen Epoche war das anders. Es gibt aus jener Zeit eine ganze Anzahl Beispiele von engen Beziehungen dieser Art, bei denen, ob sie nun der Grenze der Leidenschaft näher oder ferner stehen, jeder Verdacht sittlicher Verirrung, auch der feinsten, ausgeschlossen ist. Diese Erscheinung ist eine der schönsten Früchte der Reaktion gegen die Unnatur und Unwahrheit der französischen Umgangsformen, welche die höheren Stände beherrscht hatten, wie gegen die Steifheit und Enge der puritanischen Traditionen im protestantischen Bürgertum. Was Goethe betrifft, so besaß jene Verbindung der menschlichen Kräfte und Qualitäten, welche die Frau vom Manne unterscheidet, für sein Gemüt und seine Phantasie einen unentbehrlichen Reiz. Die größere Einheit des Seins und Unmittelbarkeit der Selbstdarstellung bei der Frau hat auf vorherrschend ästhetische Naturen jederzeit erfreuend und anregend gewirkt. Göthe bezeugt mehrfach, daß er edeln Frauen sowohl für die Stärkung seines moralischen Wesens, als für die Entwicklung seiner dichterischen Kraft das Beste verdanke. Frau Schultheß ihrerseits vertrat jene neue Stimmung, welche, wie Lavater sich ausdrückt, die „hergebrachte zürcherische Geschmacks- und Sittenpedanterie" bekämpfte, — nicht durch brüske Auflehnung gegen enge Sitten, aber durch freie Pflege eines selbständigen, persönlichen Geistes- und Gemütslebens. Bei solchem, auf das innere Menschentum gerichteten Bedürfen und Streben mußte der Verkehr notwendig intimen Charakter tragen, er war ein gegenseitiges Sichgenießen der Seelen, eine Gemeinschaft von geistigen Existenzen, welche Vertraulichkeit voraussetzte und forderte.

Ehe Frau Schultheß Göthes persönliche Bekanntschaft machte, war sie ihm von Lavater brieflich vorgestellt worden. Im Juni und Juli 1774 treffen sich die beiden Männer in Bad Ems; hier wird Lavater dem Freunde mehr von der zürcherischen Geistesverwandten erzählt haben, erhielt er doch während dieser Zeit mehrere Briefe von ihr. Die erste Postsendung Göthes an Lavater nach dessen Rückkehr in die Heimat enthält einen Gruß an „Frau Schultheß" und bald darauf schreibt er ihr einen Brief. Im Juni des folgenden Jahres treffen wir Göthe bei Lavater in Zürich, nun sah er auch die Hausfrau des Schönenhof. Ihr tüchtiges gesundes Wesen bei tiefer Empfindung und freudiger Hingabe an

das erhöhte Leben der Dichter gewann sein Herz. Von Stund' an hat „Bäbe", wie er sie nun mit Lavater nennt, Anteil an seinem ganzen regen Verkehr mit dem Zürcher Freunde. Dieser empfängt kaum einen Brief, in dem sich nicht das „Grüß Bäben" fände, gelegentlich mit dem Zusatz: „sie soll mir doch etwas über dich und sich schreiben". Zumal, wenn der vielgeschäftige Pfarrer keine Zeit zu ausgiebigen Briefen findet, erbittet sich Göthe die Vermittlung der Freundin: „laß mir doch durch Bäben wenigstens etwas Ausführliches sagen". Nicht selten enthalten die Sendungen an Lavater Einlagen für Frau Schultheß, häufiger findet das umgekehrte statt, denn Göthe hatte Grund zu der Besorgnis, daß jener nicht dazu komme, ihnen die erwünschte Aufmerksamkeit zu schenken. „Deine Herrlichkeiten", schreibt Lavater am 15. November 1783 an Göthe, „habe ich noch nicht gelesen, die Schultheß will eine Mußestunde abwarten", eine Mußestunde Lavaters nämlich, in der er imstande wäre, sie zu genießen. Seit der Theologe Georg Christoph Tobler in Weimar gewesen war, hatte der kleine Göthebund in Zürich ein drittes Mitglied. „Es tut mir wohl", lieber Göthe", schreibt Lavater am 28. Dezember 1782, „auch wieder einmal einen Buchstaben von deiner Hand zu sehen, du immer Einziger unter uns Dreien, Bäbe, Tobler und mir".

Die Mitteilungen Göthes an Frau Schultheß betreffen den ganzen Umkreis seines Lebens und Strebens. Das persönliche in erster Linie, war sie doch Frau und bei ihrem Herzen, ihrem Charakter und ihrer Verschwiegenheit wie wenige befähigt, zutrauliche Eröffnungen zu würdigen und zu belohnen. Gleich zum Beginn ihrer Beziehungen weiht er sie in die Sorgen seines neuen Weimarerlebens ein. Lavater berichtet an Zimmermann (22. Juni 1776): „Göthe hat der Frau Schultheß einen herrlichen Brief über sein Wesen in Weimar — und das ganze Geträtsch (die Nachrede Übelwollender) geschrieben". Er scheint ihr auch von seiner Liebe zu Lili Schönemann gesprochen zu haben, von den Freuden und Schmerzen, die dieses Verhältnis und seine Lösung seinem Herzen bereitete. Als Bäbe 20 Jahre später mit Lili zusammentrifft, berichtet sie darüber an Göthe: „Ich sah zum ersten Mal Lise Türkheim und genoß ein paar schöne, stille Stunden mit ihr ... Es war mir so wohl neben ihr, als wenn ich in deiner Iphigenie lese — so wohl und so wehmütig, als wenn ich mir eine Stelle in Werthern aufschlage — so wohl, von dir mit ihr zu sprechen". Früh kannte Frau Schultheß auch das Fräulein von Klettenberg, Göthes „schöne Seele", und stand im Briefwechsel mit ihr. Als jener ihr das sechste Buch seines „Wilhelm Meister" sendet, das ihre „Bekenntnisse" enthält, antwortet sie: „Dank, Lieber, für deine Sendung; das letzte Buch deines W. brachte viele Erinnerungen von einer Seele, die ich so hoch ehrte, so innig liebte, ohne ganz ihren Weg zu gehen".

Aber Göthe macht Frau Schultheß nicht nur zur Vertrauten seines persönlichen Lebens, er läßt sie an all' seinen geistigen Interessen teilnehmen.

Lavaters Mitteilung, daß er im Februar 1781 in Straßburg Cagliostro [29]) gesehen habe, erregt Göthes lebhafte Aufmerksamkeit für dieses seltsame Phänomen. Im Dezember desselben Jahres kann Lavater an den Herzog von Weimar melden: „Über Cagliostros Kraft hoff' ich in sechs Wochen entscheiden zu können. Göthe hat übrigens über das ganze Wesen oder Unwesen einen herrlichen Brief an die Schultheß geschrieben". Sie sendet mit Lavater zusammen Gemälde, Stiche, Skizzen, Musikalien an den Freund in Weimar und empfängt für jenen und für sich selbst mancherlei Kistchen und Pakete von Göthe. Eines derselben enthielt Göthes Büste (Ende Juni 1785). Seine wertvollsten Gaben aber sind die Manuskripte seiner Werke, die er ihr vor der Drucklegung zustellt — zuweilen ihr allein. „Bäben schreib' und schick' ich nächstens", heißt es in einem Brief an Lavater vom 19. Februar 1781, „sie soll mir meine Sachen wieder schicken, es sind die einzigen Abschriften". Anfangs Juli 1780 ist sie im Besitz der ersten poetischen Bearbeitung der Iphigenie; Lavater, der das Werk durch sie empfangen zu haben scheint [30]), schreibt am 15. an Göthe: „Deine Iphigenie habe ich zwei Mal gelesen ... Dein großer, altgriechischer Sinn hat uns alle gleich gehoben, getragen und herzlich gesättigt. Die Schultheß hat auch keine Worte für das herrliche Ding". Unter dem 28. Juni 1781 berichtet der Dichter: „Ich habe der Schultheß den Anfang eines neuen Dramas geschickt", und fügt hinzu: „lies es auch, wenn du Zeit findest, und zeigt mir es sonst niemand". Es war der erste Entwurf des Tasso; der zweite Akt folgte im November desselben Jahres. Die Aufzeichnungen der Tochter Bäbe notieren mit Freudenbezeugungen den Empfang von handschriftlichen Teilen des „Wilhelm Meister" in den Jahren 1783 (10. September), 1784 (14. April), 1785 (6. Juli). In einem Brief Göthes an seine Mutter vom 7. Dezember 1783 erhält diese den Auftrag, Frau Schultheß das vierte Buch dieses Romans nebst Tiefurter Journalen [31]) zu schicken. Der Frühling 1788 bringt ihr aus Rom den Egmont. Welche Schätze mögen die Sendungen des Freundes sonst noch enthalten haben! Wenn er zum Beispiel am 3. September 1780 an Lavater schreibt: „Inliegende Manuskripte an Bäbe, sie mag sehen, ob etwas für dich dabei ist"; oder am 3. November desselben Jahres: „Gib meine Sachen an Bäben, die weiß wo mit hin". Auf dem Rückweg von seiner zweiten Schweizerreise kam der Dichter am 19. November 1779 in den Schönenhof zu Frau Schultheß; er wird ihr bei diesem Anlaß das Blatt mit dem „Gesang der Geister über den Wassern" gegeben haben, das in facsimilierter Reproduktion dieses Heft ziert. Das schöne Gedicht entstand am 9. oder 10. Oktober im Angesichte des Staubbachs. Bäbe bat Kayser, eine Melodie dazu zu komponieren. Sie wird am 3. Juli des folgenden Jahres daran erinnert, indem Göthe an Lavater schreibt: „Grüß Bäben, sie mag mir ja die Komposition von Kayser auf meine Wasserstrophen schicken." In einem Briefe Lavaters vom 10. Dezember 1783 heißt es: „Für das unübertreffliche Gedicht voll Klarheit

und Wahrheit über den Menschen, das du an die Schultheß schicktest, küß' ich dir die Stirne." Es ist wohl die Ode: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut ꝛc.," welche im November dieses Jahres entstand.

Die Herrin des Schönenhofs besaß keine litterarische Bildung im schulmäßigen Sinne des Wortes. Sie traut sich nicht zu, ästhetische Urteile zu fällen, welche vor den Kennern bestehen könnten. „Du siehst", schreibt sie an Göthe nach Rom, „daß du mich unter die Unwissenden zu zählen hast und daß ich mich kaum zu jenen Jungen hinsetzen dürfte". Aber den Eindruck unbefangen auszusprechen, den Bücher auf sie machen, insbesondere diejenigen des Freundes, das läßt sie sich nicht nehmen. Heinses Ardinghello „schmeißt sie mit empörten Gefühlen weg". Daß sie ein feines natürliches Kunstempfinden besaß, zeigen die Worte, womit sie Göthe die Übersendung seines Epos „Hermann und Dorothea" verdankt: „Es ist einem, der alte Homer lebe unter uns und erzähle Geschichten unserer Tage. Wie lieblich hast du das trefflich begonnene vollendet, das vorgesehene auf den unvorhergesehensten Wegen zum Ziele geführt, mit all den schönsten Farben den Charakter der Edlen im hellsten Glanze vorgestellt. Daß Hermann den Mondschein vorübergehen ließ, ist mir gar so lieb, das hätt' auch nicht einer getan, und dann die Szene mit dem Vater und die des Geistlichen, die beide ihr das erwünschte Geständnis abnötigen, das sie so unbefangen ablegte. Ich meine diese drei seien das schönste von allem. Und aber was hat man nicht lieb am ganzen. Wie kann man genug ehren dieses Kunst verbergende Kunstwerk" [33]). An ihrer reinen und tiefen Empfänglichkeit für die persönliche Größe des Dichters besitzt sie eines der wesentlichsten Erfordernisse für das Verständnis und den Genuß seiner Werke. Göthes Schöpfungen sind Ergüsse seiner Seele, Spiegelungen seines Wesens, lebendige Zeugen seines Herzens und Geistes, seines Strebens und Wachsens. Dieses persönliche, menschliche empfindet Frau Schultheß nach, sie fühlt sich von dem großen, reichen Wesen des Dichters berührt, angezogen, gehoben, indem sie sich in seine Werke versenkt; ihre Phantasie wird beflügelt, sie beginnt in seinen Gedanken zu denken, in seinen Bildern zu schauen, mit seinen Worten zu sprechen, ganz frei und ungesucht, — wie dies aus den wenigen uns erhaltenen Briefen an ihn ersichtlich ist. Nichts anderes als diese menschliche Fühlung scheint auch der Dichter gesucht zu haben, indem er der Freundin die Erzeugnisse seiner Muse übersandte. Es tat ihm wohl und war ihm genug, zu denken, daß seine Gestalten und Ideen sich in dieser schönen Seele, in diesem großen, warmen Herzen reflektierten. Sie empfindet stark den Abstand zwischen sich und dem Freunde. „Du bist reich und ich bin arm", ruft sie ihm zu [34]). Sie zweifelt nicht, daß bei ihrem gegenseitigen Verkehr aller Gewinn auf ihrer Seite sei. Seine Briefe nimmt sie auf „wie Besuche von höheren Wesen". Am weitesten geht ihre demütige Beugung vor Göthe in einem Briefe vom 22. März 1788 [35]). Der Dichter war im Begriff, über die

Alpen nach Weimar zurückzukehren. Er hatte den Plan zur Reise bereits festgestellt und Frau Bäbe vorgeschlagen, mit ihm und dem, ihn begleitenden Kayser in Konstanz zusammenzutreffen. Änderungen des Programms schienen jedoch nicht ausgeschlossen. Da hält die Freundin an: „ich mag nichts als hoffen! sollten die Träume, die wachend und schlafend so oft diese vielen Monate dich hinübergezaubert haben, Träume bleiben? Ich mag nichts als hoffen, und sollte das Weibchen umsonst so lang schon sich zersinnet haben, wie sie gefällig genug vor dir erscheinen wolle! Das kann nicht sein." Die Selbstironie, womit sie ihrer allzu warmen Erwartung spottet, ist offenkundig. Sie fährt fort: „Im Ernst, Lieber, wenn ich fühle, was ein paar Blätter einem sein können, und es darauf ankommen sollte, lang gehoffte Tage an deiner Seite dahin zu geben -- es würde mir sehr nahe gehen". Ist es zu verwundern, daß der große Zauberer, der mit dem Reichtum und Feuer seines Geistes, wie mit der Hoheit und Anmut seines Wesens die Edelsten seiner Zeit, Männer wie Frauen, hinriß, auch die Gefühle der warmherzigen Frau Schultheß in Erregung bringt? Aber dabei hat sie ihrer persönlichen Würde, ihrer Selbstachtung nichts vergeben. Als die entscheidende Stunde kommt, erweist sie sich so selbstbewußt und stark, daß der große Freund sich vor ihr beugt.

Seit sich um die Mitte der 80er Jahre das Verhältnis zwischen Göthe und Lavater löst, unterstützen die Beziehungen zu Kayser den Verkehr Göthes mit der Zürcher-Freundin. Den Dichter beschäftigte damals die deutsche Oper. Er dichtete das Singspiel: „Scherz, List und Rache" und beauftragte Kayser mit der musikalischen Komposition. Daraus entstand ein reger Briefwechsel zwischen den Jugendgenossen, an dem auch Frau Bäbe Teil hatte. „Weiß Frau Schultheß etwas von unserem Unternehmen?" fragt Göthe Kayser am 4. Dezember 1785. Als es ihm bestätigt wird, erwidert er: „Mich vergnügt sehr, daß Sie Frau Schultheß, wie sie mir schreibt, Teil an unserem Werke nehmen lassen. Ich habe es heimlich gewünscht, doch sagte ich nichts davon, weil ich Ihr Verhältnis zu ihr nicht kannte. Grüßen Sie die liebe Frau, sie wird ein Briefchen vom 4. Dezember von mir erhalten haben." Im folgenden Jahre verzeichnet Göthes Briefregister fünf Schreiben an Bäbe. Von Italien aus, das er im September betritt, mehren sich die Sendungen. Vollends als Kayser Ende Oktober 1787 in Rom zu Göthe stößt, die Erinnerung an den Schönenhof im Herzen, entwickelt sich eine rege Korrespondenz. Suphan kann im Jahre 1787 8 Briefe und 16 im Jahr 1788 nachweisen. Die Zahl ist wahrscheinlich größer gewesen, da die Verzeichnisse nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen können. Die Schweizerin ist dem Dichter wieder lebendig näher gerückt und der Wunsch nach einer persönlichen Begegnung wird in ihm rege. Göthe mußte es erwünscht sein, nach Überschreitung des Gebirges einige Tage zu ruhen und seine mitgebrachten Sachen in Ordnung zu bringen; Frau Schultheß, welche die Absicht

hatte, die von Palm'schen Damen in Eßlingen zu besuchen, entschloß sich leicht zu einem kleinen Umweg.

Am 22. April verlassen Kayser und Göthe Rom. Von Mailand aus schreibt dieser an seinen Herzog (23. Mai 1788): „Wir gedenken, wie ich aus Rom schrieb, über Chiavenna nach Chur zu gehen, den Splügen zu versuchen, den Adula (Albula) zu grüßen und dann ein wenig seitwärts nach Konstanz zu rücken. Dort wollen wir den 4. Juni eintreffen und im Adler ... die gute Schultheß von Zürich antreffen, welche ich sprechen und begrüßen muß, ohne den Kreis des Propheten zu berühren". Der „Prophet" (Lavater) wußte von solchem Hintergedanken des Freundes nichts; schreibt er doch am 20. Juni an Tobler: „Dich wird es auch freuen, daß die Frau Schultheß ... Göthe in Konstanz traf und ein paar Tage, so harmlos wie möglich, mit Tochter und Neven ihn genoß". Auch Bäbe wird von Göthes Absicht, Lavater zu meiden, nichts geahnt haben. Da über die Konstanzer-Tage keine andern Berichte existieren, geben wir im Anhang unser ganzes Material. Das Programm wurde genau inne gehalten. Göthe und Kayser kamen nach einem gänzlich verregneten Alpenübergang nach Chur, und von da, am Abend des 3. Juni, nach Konstanz, wo sie im „Adler" abstiegen. Frau Schultheß verließ mit ihrer zweiten Tochter Döde und ihrem Neffen, Heinrich Schinz von Seengen, in einer Kutsche am Nachmittag desselben Tages den Schönenhof. Sie fuhren über Winterthur nach Frauenfeld. In der „Krone" nehmen sie Nachtquartier. Des folgenden Morgens früh 4 Uhr aufbrechend, gelangen sie schon zwischen 9 und 10 Uhr nach Konstanz, wo sie von Göthe und Kaiser herzlich begrüßt werden. Man vereinigte sich sogleich auf Frau Bäbes Zimmer, welches das größte war, zum Thee. Die glücklichste Stimmung beseelte alle Glieder der kleinen Gesellschaft die ganze Zeit über. Döde und Vetter Schinz erfreuten sich an den Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgebung. Kayser genoß es, wieder etwas von seinem lieben Schönenhof und Jugend um sich zu haben. Göthe muß es wohl getan haben, die Fülle von Eindrücken und Erinnerungen, welche er aus Italien brachte, gemeinschaftlich mit einer vertrauten Seele neu zu beleben, und Frau Schultheß konnte sich nicht satt hören an seinen Mitteilungen voll Anmut und Tiefsinn, nicht satt schauen an den schönen und erfreuenden Bildern, welche er vor ihre Seele hinzauberte. „Ich kann nicht schreiben," berichtet die sonst so schreibluſtige, „nur hören". „Der gestrige Tag ging herum, ich wußte nicht wie, es wurde immer erzählt, meistens über Kunstsachen, wo einem immer Lichter aufgesteckt werden, viel neues und viel altes gesagt wird, so vieles deutlich gemacht, davon der dunkle Begriff dalag und so nun Genuß wird. Der Rat gibt sich so viel Mühe und läßt keinen Augenblick verloren gehen." Die persönlichen Erlebnisse, die heitern und die verdrießlichen, werden dabei nicht vergessen. Wenn die jungen Leute zugegen

sind, weiß „der Rat" immer etwas, das ihnen Spaß machen kann; „ach, du solltest ihn hören erzählen," schreibt Döde nach Hause, „wenn man nur alles aufsetzen könnte." Die Schweigerin hat sicherlich nicht bloß zugehört. Sie brachte Fragen mit, andere Fragen stiegen ihr auf während des Erzählens. Man wird auf die Unterhaltung der Frau Schultheß mit Göthe etwas von der Erklärung Wilhelms in den Lehrjahren (VII, 5) anwenden dürfen: „Der eigenste Sinn meiner Worte kam mir aus dem Munde des Anderen reichhaltiger, voller und in einem größeren Umfang wieder entgegen; was ich ahnte, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen." „Über vieles haben wir noch gar nicht gesprochen," schreibt sie am zweiten Tage; „ich weiß nicht, wie lange wir bleiben, eben bis es Zeit sein wird, zu gehen." Die Dauer des Aufenthalts hing ausschließlich von Göthe und Frau Schultheß ab und beide überlassen die Entscheidung völlig ihrer Stimmung. Sie waren die ganze Zeit beisammen, während Kayser zuweilen mit Döde und Schinz ausging oder auf seinem Zimmer weilte. Abends in der Kühle spazierte man gemeinsam, ebenso vereinigten sich Alle zu den Mahlzeiten, „wo es haushälterisch zuging und Frau Schultheß die Hausmutter machte." Zu Zeiten kommt das Erzählen auch an sie, denn Göthe will vom Schönenhof und seinen Zürcher-Freunden hören, besonders interessiert er sich für die bei Hause gebliebene Bäbe. Dienstags den 10. Juni Vormittags verließen die beiden Reisegesellschaften gleichzeitig Konstanz, Frau Schultheß und die Ihrigen in der Richtung nach Eßlingen, Göthe mit Kayser auf dem Wege nach Weimar. Aus ihrem ersten Nachtquartier zu Altingen sendet die Mutter an ihre Töchter einen Bericht über den Abschied: „Wir haben den Morgen nicht geeilt, wir ließen so gehen, wie's ging und, da alles fertig war, gingen wir in Gottes Namen. Das Gefühl des Abschieds liegt mir noch schwer im Sinn." Der Wiederschein ungetrübten Glückes ruht für sie auf den acht mit Göthe verbrachten Tagen. „Ich kann nicht genug sagen, wie wohl alles gelang und wie nichts fehlte, nichts zu wünschen übrig blieb, als sich näher zu sein. Man muß sich in Alles ergeben, aber es thut mir sehr wehe." Nur ein Mal bedauert Frau Schultheß, daß kein Klavier da sei, worauf Kayser ihr seine lang entbehrten Töne zu Gehör bringen könnte. Auch Göthe scheint die Zusammenkunft mit der trefflichen Schweizerin eine erfreuliche Erinnerung zurückgelassen zu haben. Er sandte in diesem Jahre noch mehrere briefliche Grüße an sie nach Zürich. Einem derselben war ein kleines Geschenk an die älteste Tochter beigelegt, als Ersatz für ihre Scheere, welche die Mutter in Konstanz dem Dichter ließ, da er die seinige verloren hatte. (23. September 88.)

Aus dem folgenden Jahr sind 7 Briefe verzeichnet, von 1790 vier, 1791 drei. „Ich habe ein Päckchen bekommen," schreibt Frau Schultheß an Bäbe am 1. Februar 1790, „ein Buch Elegien, ein Päckchen an Angelika[36]) und eines an Reiffenstein, beide war er so freundlich, mir offen zu lassen; eines sind

hübsch zusammengebundene Albrecht Dürer und das andere Verse zu einem geschnittenen Stein". Am 24. Juli desselben Jahres notiert sie: „ich habe einen großen, lieben, hübschen, reichen Brief von Göthe, der nun schon wieder von Weimar abreiste nach Schlesien zum Herzog". Den Tod ihrer geliebten Tochter Bäbe, die Göthe mit in sein Freundesverhältnis zur Mutter einschloß, hat sie ihm sicher vermeldet und er hat ihr ohne Zweifel seine Teilnahme bezeugt. Doch muß Frau Schultheß ihren Brief vom 17. November 92 mit den Worten beginnen: „So lange vernahm ich kein Wort von dir . . . wie oft wünschte ich mir auch nur einen halben Tag neben dir." Vom folgenden Jahr sind uns zwei Briefe der Frau Schultheß an Göthe erhalten; sie verbreiten sich über die politischen Ereignisse in Frankreich: „Die Menschheit gibt fürchterliche Proben von Unmenschlichkeiten, indem sie die schönsten Fahnen aufsteckt." „Die empörendsten Nachrichten kommen einem überall entgegen, wütende Raserei ist der einzige Stempel der Dinge, die geschehen, die unter dem Titel von Aufklärung erst und dann fortschreitend mit den Namen der Freiheit u. s. w. sich festzusetzen suchte." Sie freut sich, den Freund von der „Kampagne in Frankreich" zurückgekehrt und in Weimar wohl geborgen zu wissen. „Ich gönne dir sehr das wieder zu Hause sein und du hast Recht, zu sagen: „wer mag nur zum Fenster hinaus sehen?" Aber sie bedauert, daß er ihr nicht mehr Nachrichten von sich gibt: „schreib mir auch bald wieder, sonst kommen wir ganz auseinander". „Du versprichst mir bald wieder mehr zu schreiben, sei brav und tue es und behalte lieb, die dich lieb hält." Vernachlässigt hat Göthe sie übrigens nicht, sie erhielt ab und zu Briefe und Erzeugnisse seiner Muse; in diesem Jahr das Revolutionsstück: der Bürgergeneral. 1794 muß sich Frau Schultheß ihrerseits anklagen, daß sie einen von Göthes Briefen nicht beantwortet und für die Übersendung eines Bandes seiner Schriften nicht gedankt habe, der Tod ihrer Tochter Lisli hatte sie verhindert. Jede Zeile von ihm macht ihr Freude und drängt zur Mitteilung, die freilich oft genug von schweren Schicksalen meldet und von wehmütigen Empfindungen durchdrungen ist. Ihre freundschaftlichen Gefühle für den Dichter sind immer dieselben. Früh erfährt sie von seiner Absicht, ein zweites Mal nach Italien zu reisen, sogleich knüpft sich daran die Hoffnung einer Begegnung: „Du hast ein schönes Vorhaben, laß es nicht zu Grunde gehen, aber ja, daß wir uns sehen!" (27. Oktober 95.) Inzwischen getröstet sie sich seiner treuen Gesinnung: „Laß mich dir lieb bleiben, behalte mich lieb und laß mich's wissen." „So lange hörte ich nichts von dir," schreibt sie am 19. Nov, 1796, „ich feire heute wieder einen 19. November, der dich im Jahre 79 zu mir brachte, er fällt just wie damals auf einen Samstag, wie lange seitdem und nur einmal sah ich dich in der Zwischenzeit. Es tut mir wohl an meinem Herzen zu fühlen, daß ich dich mit den gleichen Gefühlen heute vor mir sehen würde, wie vor den vielen Jahren, mit den gleichen dich ver-

lassen würde wie in C. (Konstanz). Und laß mich hoffen, daß auch du der gleiche seiest, daß ich in dir den gleichen finden würde. Laß mir (mich) in meinen Gefühlen den Beweis der deinen finden. O, es ist so wohltuend in all den Veränderlichkeiten dieses Daseins etwas Unveränderliches zu wissen und zu besitzen."

Klingt nicht in den eben angeführten Worten leise die Stimme der Sorge mit, daß der Freund möglicherweise nicht mehr der gleiche sein könnte? Es waren bei Göthe im Lauf der Jahre Stimmungen und Gesinnungen zu Tage getreten, welche das Vertrauen einer so reinen und vornehmen Seele, wie Frau Schultheß war, auf harte Proben stellen mußten. Unter ihren und Göthes Freunden stießen sich manche an „Wilhelm Meisters Lehrjahren" wegen der darin stark hervortretenden Sinnlichkeit. Der Graf Stolberg und der im Schönenhof besonders hochgehaltene Schlosser, Göthes Schwager, warfen das Buch ins Feuer, nachdem sie die „Bekenntnisse einer schönen Seele" herausgetrennt hatten. Auch Lavater verurteilte es. Nicht so Frau Schultheß; sie freute sich jedes neuen Teilstückes, das der Verfasser ihr im Lauf der Achtzigerjahre zusandte und genoß, wie uns Aufzeichnungen der Tochter lehren, unbefangen den Reichtum und die wundervolle Charakteristik der Gestalten und Situationen. In ihrem Wesen lag ein genügendes Maß Realismus, um den Dichter zu verstehen, wenn er auch die Irrwege des Menschen nach der Wirklichkeit schilderte. Aber der tiefere Grund ihrer Arglosigkeit wird ihr Vertrauen zum Herzen des Freundes gewesen sein. Ähnlich mag sie gegenüber den „römischen Elegien" empfunden haben. Dagegen fragt man sich, wie diese Frau mit Göthes Verhältnis zu Christiane Vulpius zurecht kommen konnte. Die Vermutung liegt nahe, daß sie den wahren Sachverhalt nicht kannte. Sie würde es nicht ertragen haben, daß ihr Freund seiner Frau eine Stellung bereitete, wie er es tatsächlich tat. Wiederholt fragt sie in den Briefen der Neunzigerjahre nach Göthes Familie. Sie kann sich seine Häuslichkeit nicht anders denken, als diejenige Lavaters, ihre eigene und die der übrigen Freunde. Und wie sie Göthe an dem Wesen und Leben ihres Hauses teilnehmen läßt, so ist es ihr Bedürfnis, auch die Seinen in die Liebe aufzunehmen, die sie ihm entgegenbringt. Aber Göthe schweigt. „Dein Brief sagte nichts von den Deinen," klagte sie am 27. Oktober 1795, und ein Jahr später mahnt sie wieder: „sage mir bald ein Wort von dir und den Deinen." Das Urteil einer Frau von Stein, welches die Eifersucht eingab, konnte Göthe gering achten, den sittlichen Ansprüchen einer Frau Schultheß gegenüber mußte seine Lage peinlich werden; hier wird eines der Motive liegen, um derer willen der Dichter sich im Verlauf von der Schweizer-Freundin zurückzog.

Eine unmittelbarere Gefahr für den schönen Seelenbund bildete Göthes Verhalten gegenüber Lavater. Selten mag zwischen zwei so verschiedenen Geistern eine intime Freundschaft bestanden haben. „Wir stehen uns mit unsern Existenzen nah, aber gehen mit unsern Gedanken und Imaginationen auseinander und sind wie zwei Schützen,

die mit den Rücken aneinander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen". So charakterisiert Göthe in einem Briefe vom 24. Juli 1780 ihr gegenseitiges Verhältnis. Es mußte sich zeigen, ob die Verwandtschaft der „Existenzen" bestehen bleiben könne, wenn die Beiden sich in „Gedanken und Imigationen" immer weiter von einander entfernten. Dabei handelt es sich hauptsächlich um die religiöse Denkweise. Für Lavater konzentrierte sich die Religion zunehmend in der Sehnsucht nach mystischer Berührung mit dem himmlischen Christus, in welchem allein Gott und das Göttliche sich dem Menschen zum Genuß und zur eigenen Vergöttlichung darbieten sollte. Gleichzeitig breitete sich Göthes religiöse Empfindung über die Menschheit und die ganze Natur aus und entwickelte sich immer bestimmter zu jener ästhetischen Kontemplation aller Dinge, welche die Schönheit und den Reichtum des Universums ehrfurchtsvoll und froh genießt. In der Anerkennung alles tatsächlichen, in der Verehrung des ursprünglichen, des genialen, übermenschlichen insonderheit, waren sie eins, sowie in der Toleranz, welche jeder Individualität das Recht zugesteht, den Weg zu wandeln, den sie gehen kann und muß. Allein Lavater besaß eine feste, bestimmt begrenzte religiöse Überzeugung, welche immer mehr Macht über ihn gewann; was Wunder, daß er sie in Briefen und Schriften dem Freunde und aller Welt gegenüber mit Entschiedenheit vertrat Das konnte auf Göthes Standpunkt als „Ausschließlichkeit" erscheinen. Und der Eindruck wurde dadurch nicht verbessert, daß jener im herzlichen Ton der Liebe redete, als gelte es einen Irrenden zu seinem Heil zu führen. Göthe hatte es bei seiner religiösen Stimmung leicht, die Toleranz in der Sache zu wahren, allein um so unduldsamer wird er persönlich. Er stellt den Briefwechsel ein, ereifert sich Dritten gegenüber wider den „Propheten", dem er Unlauterkeit, Herrschsucht, maßlose Eitelkeit vorwirft. Der Aufenthalt in Rom, wo die Herrlichkeiten der Antike den Dichter bezauberten, verschärfte seinen Gegensatz zum Christentum und zu dem eifrigsten Verteidiger desselben. Zurückgekehrt, fühlt er sich fremd in der Heimat, Verhältnisse und Personen befriedigen ihn nicht mehr. Eine bittere Stimmung, welche sich u. a. in den „Venetianischen Epigrammen" entladet, erfüllt seine Seele. Hier finden sich einzelne Verse voll Christusverachtung, wilde, rohe Ausbrüche, die mit der vornehmen Natur Göthes und mit seinem reinen Wahrheitssinn in einem seltsamen Kontrast stehen:

„Kreuzigen sollte man jeglichen Schwärmer im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm."

oder: „Vieles kann ich ertragen! Die meisten beschwerlichen Dinge
duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere, Rauch des Tobaks, Wanzen und Knoblauch und †".

Im September 1796 erschienen die „Xenien", satirische Epigramme, „poetische Teufeleien", mit denen Göthe und Schiller gemeinsam über die deutsche Litteratur

und ihre Vertreter Gericht hielten. Man muß der übermütigen Laune manches zu gute halten, die Satire hat ihr Recht, auch darf erinnert werden, daß die litterarische Polemik damals sich weniger vor persönlichen Angriffen hütete, als heutzutage, — trotzdem läßt sich auf keine Weise rechtfertigen, daß Göthe unter dem Titel „Der Prophet" Lavater mit den Worten zeichnet:

„Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff."

Lavater hat in seinen späteren Jahren vielen seiner Zeitgenossen, deren Stimme gehört zu werden verdient, einen unerfreulichen Eindruck gemacht. Herder — um nur einen anzuführen — nennt ihn, nachdem er ihn 1786 in Weimar gesehen, in einem Privatbriefe einen frömmelnden Schwätzer, einen eiteln Fürstenschmeichler, einen Blender, den das Lob der Weiber verdorben habe. Das ist hart, wohl zu hart. Aber es läßt sich begreifen, wie man ehrlicher Weise zu diesem Urteil kommen konnte. An Lavater hat sich der Genialitätstaumel seiner Jugend dadurch gerächt, daß er sich mit allen Mitteln auf einer Höhe der Stimmung halten mußte, die ihm mit den Jahren immer weniger natürlich war. So verstehen sich die Schwächen, die Herder mit scharfen Worten geißelt. Aber wo nimmt Göthe das Recht her, ihn öffentlich einen Schelm zu nennen? Einst hatte er in „leichtsinnig trunkenem Grimm" seines Freundes Jakobi Roman „Woldemar" zum Spott an eine Eiche angenagelt und diesen dadurch tötlich beleidigt. Er entschuldigt sich dafür bei Lavater, der ihm Vorstellungen machte. Aber die Reihe schnöder Angriffe auf Lavaters Charakter, welche in jenem Epigramm gipfelt, läßt sich mit dem übermütigen Streiche einer leichten Stunde keineswegs zusammenstellen. Die Bewunderung für Lavater ist in Verachtung, die Liebe zu ihm in kalten Haß übergegangen und der Grund dieser Wandlung liegt in nichts anderem, als in der Ungeduld, dem Ärger, in welchem Lavaters Wesen und Gebahren die ganz divergente Natur oder „Existenz" Göthes versetzte. Ein solcher Mangel an Selbstbeherrschung und an Duldsamkeit gereicht dem großen Manne nicht zur Ehre, und Lavater steht in diesen Stücken größer da als er. Es ist Pflicht, dies einfach und ohne Umschweife auszusprechen, aber es ist ebenso Pflicht, diese Blöße im Zusammenhang des ganzen Lebens Göthes zu beurteilen, und an das schöne Sühnopfer zu erinnern, welches der Dichter in seiner Selbstbiographie dem Andenken des Freundes brachte.

Im Herbst 1797 kam er nach Zürich, um mit dem Maler Meyer nach Italien zu reisen. Er mied Lavater, der auch nicht mit ihm zusammenzutreffen wünschte. „Göthe ist bei uns, ohne daß wir uns sehen," schreibt er am 21. September an Meta Post, die Tochter des Bürgermeisters von Bremen. „So gern ich ihm etwas gesagt hätte, ich bin froh, außer der Verlegenheit zu sein, ob ich ihm seinen „Schwärmer, der im dreißigsten Jahre gekreuzigt werden sollte, damit der Betrogene kein Schelm werde (so tolerant sind die Eiferer gegen Bonzen, ohne

Bonzengift!) und seine Wanzen und † vorhalten oder ihn als einen dezidierten Antichristen wegstoßen sollte." Es wurde ihm bei seinem Gemüt und seinen Idealen sehr schwer, den ehemaligen Freund aufzugeben. Auch nach den entschiedensten Zurückweisungen verfolgt er ihn nach seiner Weise mit seiner Liebe. Er schreibt am 14. November an Hotze: „Göthe will in keinem Verhältnis mehr mit mir stehen. Indeß, Saulus ist Paulus geworden, Göthe kann wohl noch ein Christ werden, so sehr er über dies Wort lachen würde."

Frau Schultheß war vermutlich von Göthes „Antichristentum" und von seinen Angriffen auf Lavater unterrichtet. Bei ihren intimen Beziehungen zu beiden Männern muß sie schmerzlich darunter gelitten haben. Ein prinzipielles Urteil über die veränderte Denkweise und Stimmung des deutschen Freundes verwehrt sie sich; sie nimmt alles persönlich. Sie gedenkt seines edlen Gemütes und hält an dem Glauben fest, daß jene Rohheit und Härte, in die er sich hüllt, nicht seinem eigentlichen Wesen entstamme. „Laß mich hoffen, daß du der gleiche seiest." Am 19. September Abends 6 Uhr langt der Dichter in Zürich an und eilt, ohne erst seinen Gasthof zu betreten, zu Frau Schultheß. Ihr ganzes Herz schlug ihm entgegen und auch sein Gefühl war sogleich wieder mit dem „Wesen der Freundin" vertraut. Die Frage, welche Beiden in diesem Augenblick am nächsten liegen mußte, konnte nicht umgangen werden. Göthe beginnt von Lavater, erhebt Anklagen gegen ihn und rechtfertigt sein eigenes Verhalten. Frau Schultheß tritt für den Angegriffenen ein, ruhig und in ihrem herzlichen Tone. Es waren nur wenige Worte. Im ersten Moment ist sie mit sich und dem Freunde zufrieden, allein beim Abschied bemerkt sie, daß er verstimmt ist. Sogleich schreibt sie ihm ein Billet, das am selben Abend ins „Schwert" gebracht wird. „Lieber, soll ich dir nicht gestehen, daß eine gewisse Mißstimmtheit, die ich . . . erst da du fort warst, tiefer fühlte, mich sehr betrübt. Und in der Stimmung dich wieder weiter gehen zu lassen, willst du das auf mich legen? und nicht noch eine Stunde den Morgen kommen, daß wir mit andern Gefühlen uns Lebewohl sagen?" Göthe kam nicht, schickte nur einen Brief, der Frau Schultheß nicht genügte. Er verbrachte den Vormittag des 20. September teils auf dem Lindenhof, teils am See, wo er zusah, wie Geistliche in Kähnen zu einem soeben begnadigten Verbrecher in den Wellenberg hinüber- und wieder zurückfuhren. Nachmittags spazierte er über den Graben bis zum Schönenhof, ohne einzutreten; in der Nähe sah er Lavater, den er ignorierte. Geßner speiste an diesem Tage bei seiner Schwiegermutter zu Mittag. Er war den ganzen Morgen in Unruhe gewesen, fürchtend, Göthe möchte in seinem „Eigensinn Lavater gekränkt" und so Frau Schultheß in eine peinliche Lage versetzt haben. Sie erstattet ihm Bericht und zeigt ihm den Brief Göthes und Billets Lavaters. Heimgekehrt schickt er ihr sein regelmäßiges Tagesblättchen mit den Worten: „Ich habe Mitleid mit dir über deine Lage mit Göthe. Es

könnte vielleicht viel zu seiner Entschuldigung gesagt werden. Wahr ist indessen, daß du das deine getan hast und damit sei zufrieden. Bricht er nun ganz mit dir ab, so hast du das Bewußtsein, im Geist der Liebe zur Liebe ermuntert zu haben. Mag er das nicht tragen, was du ihm sagtest, so könnte vielleicht dein eigener Christensinn dabei Gefahr laufen, wenn er dir nicht für einmal etwas ferner würde." Von Lavater, der sich, durch Geßner informiert, von Göthes Äußerungen gekränkt fühlt, erhielt Frau Bäbe zwei Tage nachher (22. September) ein Blättchen mit den Worten:

„Du hast für mich gestritten,
Bist vorwärts nicht geschritten —
Hast viel für mich gelitten —
Das dir dein Gott vergelt!
Nur laß statt aller Bitten
Mich Ein' in dein Herz schütten —
Hör' niemals einen Dritten,
Der zwischen uns sich stellt."

Am 20. September, Abends 4 Uhr, kam Meyer von Stäfa ins „Schwert", um Göthe abzuholen, sie wurden jedoch von heftigem Sturm und Regen an der Abfahrt verhindert und konnten erst am folgenden Morgen die Reise antreten. Der Dichter bestand den Kampf zwischen Eigenliebe und Freundespflicht schlecht; er bedurfte in solchen Fällen Zeit, um mit sich fertig zu werden. Am Abend vor seiner Abreise erhält er noch ein Billet aus dem Schönenhof: „Lieber, so vermögen auch wir — auch du nichts gegen das Schicksal, denn du hättest doch kommen sollen. Ich danke dir für dein heutiges. Meine Seele ist vielfach verwundet." In dem Hinweis auf die Grenzen der menschlichen Kraft liegt eine Warnung vor Trotz. Sie fährt fort: „Ich freue mich, in mir zu fühlen, daß ich mir immer gleich bleiben werde. Du mußt etwas von mir mit dir haben, ich weiß dir nichts besseres zu geben als dich selbst, bewahre mir den Schatz und sende mir ihn bald wieder. . . . Du wareſt so nahe und nicht da. Ich werde dich abfahren sehen. Lebe wohl." Man kann nicht herzlicher um Erhaltung ungetrübter Gemeinschaft bitten. Diese Frau fühlt warm und liebt treu, aber des rechten Weges sich bewußt, ist sie zugleich fest und läßt sich nicht beirren. Göthe erwiederte brieflich und verließ die Stadt. Es war Donnerstag. Am darauffolgenden Sonntag abends hat die Hausmutter im Schönenhof ein stilles Stündchen, sie nimmt die zwei Briefe vor, welche der Freund ihr geschrieben und überdenkt noch einmal sein Verhalten in den letzten Tagen. Von ihrem Standpunkt aus kann sie es nicht verstehen; freilich, sie ist Frau, Männer empfinden anders. Aber um so mehr muß sie an der Forderung festhalten, daß er aus seiner Zurückhaltung heraustrete, daß man sich ausspreche. „Ich kann mich nie bereden, daß euer Geschlecht sich einen wahren Begriff von den Gefühlen eines weiblichen Herzens machen kann und

darum kannst du dir wohl nicht vorstellen, wie mir war beim Gedanken dieses Nahe-Ferneseins der paar Tage, ich kann es auch nur darum begreifen, daß du, ohne wieder zu kommen, hast können fortgehen. Was besorgtest du? sollte ein Verhältnis wie das unsere, das so schön, so rein ist, so viel einziges hat, zu Grunde gehen können? ich fühl' es in mir unmöglich. Soll ich an dir zweifeln? Nein, alles in dieser alles zu Grunde richtenden Welt, aber das nicht. Laß uns lieber alles, was wir einander zu sagen haben, frei und offen sagen; die Liebe wird nicht beleidigen, die Liebe wird duldsam sein. — — Lebewohl, sage mir bald ein Wort und behalte mich lieb." Endlich am darauffolgenden Mittwoch gibt Göthe nach. Er schreibt von Stäfa aus: „Du hast wohl Recht, es kann niemand wissen, wie eigentlich dem Anderen zu Mute sei, wenn aber gleich, und dafür sei der bildenden Natur gedankt, kein Fensterchen unsere Brust wider unseren Willen durchsichtig macht, so sind doch die Worte dem Menschen gegeben, daß er, wem er vertraut, zu seiner eigenen Zufriedenheit und mit Genuß sich offenbaren kann. Wir waren (hierin) zu karg, ein paar hundert Worte mehr hätten uns Beiden drei Wochen Unbehaglichkeit erspart, da sie uns ebenso lange Zeit ein entschiedenes Vergnügen hätten verschaffen können." Sogleich antwortet ihm die Empfängerin erfreut: „Nur auf ein paar Augenblicke verlaß ich ein Geschäft, das mich festhält, dir zu danken dein Blatt. Laß mich von deiner Reise her von dir hören. [Göthe verließ nämlich Stäfa am 28. September zu einer 11tägigen Alpenwanderung.] Und du höre die Stimme, das Gefühl, das im ersten Momente so wahr zu dir sprach über das Wesen deiner Freundin. Die verlorenen drei Wochen lagen an dem Tage deines Nichtkommens — es ist nun geschehen. Aber mir ist's aufs neue, es sollte zwischen uns weder Fensterchen noch Worte bedürfen, sich zu erkennen." Sie empfand Göthes Verstimmung, vor allem aber sein Fernbleiben als einen Mangel an Vertrauen. Ihm vertrauend hatte sie ihr Herz erschlossen, sie durfte erwarten, bei ihm ebensolchem Vertrauen zu begegnen. Aus Göthes Reise nach Italien wurde nichts. Am 21. Oktober kehrte er nach Zürich zurück. In Voraussicht seines Wiederkommens schreibt ihm Frau Bäbe: „Du wirst nun kommen, um zu gehen. O, möge dazwischen sich eine Stunde finden, von der wir beide sagen, „sie kam die rechte", eine Stunde ruhiger, vertrauensvoller Mitteilung, die die lange Vergangenheit vergütet, und auf die eine vielleicht noch längere Entfernung nur zurücksehen darf, um aus jedem gegenwärtigen Moment den schönsten vertraulichsten zu schaffen, der immer sich mitzuteilen weiß."

Auch Göthe war es schmerzlich, daß etwas zwischen ihn und die Freundin getreten war, die treu zu ihm gehalten hatte, als andere ihn verließen. Er klagt in jenem Brief vom 27. aus Stäfa: „Hätte ich doch, meine Liebe, die Überzeugung mitnehmen können, daß wir uns beide noch in demselben Fall befinden". Er schließt herzlich: „Lebe wohl und sei bei Regen und Sonnenschein in den

nächsten Wochen meiner eingedenk". Am 9. Oktober schickt er ihr ein „Blatt", worin er seinerseits ebenso die Hoffnung auf eine „gute Stunde, die sie beide zusammenführen soll", ausspricht. Zum 13. notiert Göthes Briefregister: „Mad. Schultheß. Über epische Dichtung, kleines Gedicht von Uri". „Den Hauptinhalt", sagt Suphan, „bildete wohl eine Mitteilung über das epische Gedicht ‚Tell', das sich damals in ihm gestalten wollte, und beigelegt waren die ‚Distichen', die später die Überschrift ‚Schweizeralpen' erhielten, zunächst aber nur bezeichnet waren ‚Uri den 1. October'. Schon vor der Abreise (scheint es) oder alsbald von Stäfa aus hatte er ihr, als ein Symbol seiner Gesinnung, das Gedicht mitgeteilt, das in seiner treuherzigen Schlichtheit ihr zu Herzen gehen mußte". Auf „Hermann und Dorothea" hatte er sich bereits in dem erstgenannten Briefe berufen: „Prüfe du diese deine Zweifel an meiner letzten Arbeit, wovon ich dir die erste Hälfte überschickte. Ich habe dahinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseins verwendet. Sollte dieses Gedicht ein Mittler zwischen uns werden, so würde mich seine Existenz um so mehr freuen". Wenn irgend etwas, außer der Person des Dichters selbst, ihre „Zweifel" besiegen, oder richtiger, — da sie an dem Freunde nicht eigentlich gezweifelt hatte, — die Seelengemeinschaft mit ihm ihr lebendig zum Bewußtsein bringen konnte, so mußte es dieses Meisterwerk sein, das Frau Schultheß, wie schon erwähnt, aufs höchste bewunderte, aus dem ein Hauch ihres eignen Wesens ihr entgegenströmte. Selbst Lavater war davon so hingenommen, daß er Hotze schrieb: „Göthes Hermann ist vortrefflich und ein Versühnopfer für die Xenien" (27. November 1797).

Am 21. Oktober abends trifft Göthe in Begleitung des Stäfner Freundes in Zürich ein. Am 22. verbringt er den Abend im Schönenhof allein, am 23. mit Meyer. Geßner ist beide Male mit anwesend, das erste Mal zufällig. Man sprach am ersten Abend über Fichte, über Erziehung, über Frankreich, wobei Göthe überaus anziehend von dem Feldzug des Jahres 1792 erzählte. Am zweiten Abend war er weniger gesprächig, den hauptsächlichsten Gegenstand der Unterhaltung bildete Hermann und Dorothea. Geßner begleitete den Dichter in seinen Gasthof und besuchte ihn da am Tage vor seiner Abreise. Lavater hat nichts dagegen einzuwenden, daß sein Schwiegersohn mit Göthe verkehrt, nur für seine Person wünschte er dem verlorenen Freunde fern zu bleiben. Er hat auch später keine Versuche gemacht, die alten Beziehungen zu erneuern. Auf sein Ableben hin legte er Abschiedsgrüße an seine Bekannten bereit, auch an die, welche sich von ihm getrennt hatten; Göthes Name steht nicht auf dem Verzeichnis. Die Bewunderung für sein Genie bewahrte er selbstverständlich; er wird auch die fromme Hoffnung nicht aufgegeben haben, daß er sich zur christlichen Denkweise hindurchfinden und zugleich einer gerechteren Beurteilung des ehemaligen Freundes Raum geben werde. — Geßner schwankt zwischen entgegengesetzten Empfindungen. „Dieser Mann ist der erste und vielleicht der einzige, der im

Grunde ohne Veranlassung mit Lavater brach", schreibt er in sein Tagebuch. Gleichzeitig notiert er wiederholt das Wort: „Es könnte vielleicht viel zur Entschuldigung Göthes gesagt werden". Im täglichen Umgang mit Lavater wußte er zur Genüge, wie groß die Anforderungen waren, welche dieser trotz seines liebeglühenden Herzens und seiner Nachsicht gegen die Schwächen Anderer an die Geduld und das Vertrauen seiner Freunde stellte. Immer wohlmeinend, konnte er aus Mangel an Überlegung rücksichtslos und undelikat sein; seine Aufdringlichkeit und sein Eigensinn verstimmten, während seine fromme Bescheidenheit und herzliche Liebenswürdigkeit wieder versöhnten. Allein man mußte ein Herzensinteresse an dieser Persönlichkeit nehmen, um ihr nahe bleiben zu wollen. War jenes erloschen, so konnte man leicht dazu kommen, sich an ihm zu ärgern. So mag sich Geßner die Abwendung Göthes von seinem Schwiegervater zurecht gelegt haben. Wie groß das Vertrauen war, das er dabei, gewiß nicht ohne den Einfluß der Frau Schultheß, zum Herzen des Dichters behielt, zeigt seine ernstlich erwogene, wenn auch nicht verwirklichte Absicht, Göthe um die Abfassung von Lavaters Biographie zu ersuchen und ihm zu diesem Zweck sein Material zuzustellen.

Und Göthe? Ist wohl die Fürsprache der „Starken, Guten" für den beleidigten Freund umsonst gewesen? Der Dichter machte damals verschiedene Besuche in der Stadt, zu Lavater ging er nicht. Die Frucht des Friedens reifte langsam, aber sie reifte. Die liebevolle Zeichnung des merkwürdigen Zürchers im dritten Teil von „Wahrheit und Dichtung" setzt eine längst erfolgte innere Versöhnung mit ihm voraus. Es wird nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß diese schöne Wendung in dem charaktervollen, herzlichen Eintreten der edeln Frau und in der Erinnerung des Dichters an sie, ihren letzten Ursprung habe.

Um so weniger ist man darauf gefaßt, daß das Freundschaftsband zwischen Göthe und ihr gerade jetzt und infolge des Zürcher Zusammentreffens von 1797 sich löse. Und doch scheint dies der Fall gewesen zu sein. Für einen weiteren Verkehr fehlen alle Belege. Die Freundin sendet freilich dem Abgereisten wehmütige warme Abschiedsworte nach: „Nun ruckst du fort und immer weiter und deine Erscheinung ist vorüber, mein Lieber. Ich danke dir vieles. Du hast mir vieles zurückgelassen, doch waren die Tage nicht Konstanzer-Tage. Die Schuld mag an mir liegen und auch nicht an mir. Ich weiß nicht, was deiner sonst „stummen Freundin" so oft noch mehr die Lippen zudrückte; ich, weiß nicht, warum mir die Freude nicht ward, dich recht in meinen häuslichen Kreis, in dem mir so wohl ist, hineinsehen zu lassen. Verzeih, daß ich dir klage, über mich klage und sage mir bald ein Wort, das mich wieder mit mir selbst zufrieden macht. Nimm meine Partie gegen mich, ob du mich dabei auch gleich lieb behalten mögest. . . . Mit dem rückkehrenden Wagen hoff' ich ein Wort von dir, von deiner lieben Hand". So am 28. Oktober. Das letzte uns bekannte

Billet der Frau Schultheß an Göthe ist vom 1. November datiert: „Nimm freundlich auch hier meinen dir begegnenden Gruß auf, ich folge dir so gern nach in Gedanken. Noch vernahm ich nichts von dir, nichts, weder von Tübingen noch von Stuttgart her. Sei freundlich und sage mir bald wieder ein Wort. Ich habe mich dieser letzten Tage köstlich an deinen Briefen geweidet. Adieu Lieber. Lebe wohl und sage mir bald von dir". Der Freund scheint stumm geblieben zu sein. Es hieße zu klein von seinem Charakter denken, wollte man annehmen, daß das Eintreten der Frau Schultheß für Lavater und Göthes erste Verstimmung darüber die Ursache der Lösung dieses schönen Verhältnisses gewesen sei. Das scheint zwischen ihnen beigelegt, ob nun die Stunde völliger Aussprache sich wirklich eingestellt habe oder nicht. Man hat nach Gründen allgemeinerer Art zu suchen. Dem Dichter wird bei dieser letzten persönlichen Berührung im Wesen der Freundin einiges fremde, einiges, das zu seiner gegenwärtigen Stimmung, Denk-, und Lebensweise nicht paßte, entgegengetreten sein; er wird den Eindruck gewonnen haben, daß bei der veränderten Richtung seines Lebens und Strebens der Verkehr mit Frau Schultheß keine Förderung mehr für ihn bedeuten könne. In solchem Falle ließ er das Band einfach fallen. Dies hängt mit seiner Auffassung von der Freundschaft überhaupt zusammen, die vorherrschend ästhetischer Art, auf gegenseitiges Sichgenießen gegründet ist. Wo dann die gegenseitigen Anregungen, die lebendigen Reize im Gedanken- und Gefühlsaustausch erlahmen, gibt es keinen Grund, das Verhältnis weiter zu pflegen. Die ethische Seite der Freundschaft, die Anerkennung einer Aufgabe, einer umfassenden Verpflichtung dem Freunde gegenüber, kommt bei dieser Sinnesweise nicht zu ihrem Rechte. Die „Stäte", die „Immergleiche" hat das Verhältnis Göthes zu ihr ohne Zweifel auch in diesem ethischen Sinne verstanden. Sein Schweigen und die Lösung des Bandes muß ihr daher sehr wehe getan haben.

Ob Göthe solches nicht bedachte? ob er nicht genug wahre Liebe besaß, um es zu empfinden? Wir entscheiden das nicht. Aber undankbar pflegte er nicht zu sein. Die charaktervolle und herzliche Frau blieb ihm sicherlich eine schöne Erinnerung, die sein Herz zu guter Stunde hob und erfreute. Sollte er dies nicht ein Mal ausdrücklich ausgesprochen haben, in der Weise, wie die Künstler den Dank aussprechen, durch Errichtung eines Denkmals? Es war Friedrich Bertheau, welcher in seiner verdienstvollen Schrift über Göthes Beziehungen zur schweizerischen Baumwollindustrie zuerst in dieser Richtung suchte, mit dem Ergebnis, daß Frau Schultheß das Modell zu dem prächtigen Bilde der Frau Susanna, der „Schönen-Guten", in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" sei. Nun ist Bertheau von vorneherein zuzugestehen, daß der Typus der Frau Susanna schweizerisch ist, ferner besteht zwischen ihr und Frau Bäbe die Ähnlichkeit, daß beide Witwen und Fabrikanten-Frauen sind. Allein die bescheidene Tätigkeit der Frau Schultheß im Comptoir ihres Gatten[37]) muß, auch wenn es sich Baum-

wollfabrikation handelt, — was nicht gewiß ist — derjenigen der Susanna in Wilhelm Meister so unähnlich gewesen sein, daß der Dichter jener die Vorlage für diese schwerlich entnehmen konnte. Zudem ist das Naturell der beiden Frauen sehr verschieden, und das Verhältniß Göthes zu Bäbe dürfte mit demjenigen Leonardos zu Susanna wenig gemein haben. Frau Susanna ist in demselben Maße Geschäftsfrau wie Frau Schultheß Hausfrau ist. Göthe hat den Typus der Hausfrau, der tüchtigen, trefflichen, edeln Herrin des Hauses nirgends in ausführlicher Weise dargestellt, also auch seiner Freundin Bäbe kein Kunstdenkmal errichtet. Wohl aber hat er besonders in Wilhelm Meister, seinem ethischen Roman, die Würde und Stellung der Hausherrin wiederholt gepriesen, und hat anerkannt, daß ihr liebevolles und weises Walten die segensvolle Quelle der Zufriedenheit und des Wohlergehens aller Familienglieder und der starke Rückhalt für das öffentliche Wirken des Mannes sei (z. B. Wilhelm Meisters Lehrjahre VII 7). Die Reflexionen der Dichter stammen aus der Anschauung. Bei der Hausherrin vom Schönenhof hat Göthe geschaut und sich lebendig eingeprägt, was er in diesen ewig wahren Aussprüchen vertritt. Wer kann sagen, was er sonst noch an gesunden Kräften für sein Denken und Leben aus dem Herzen und Wesen dieser prächtigen Frau geschöpft hat, um es hier und dort im menschlichen Verkehr, in Lied und Wort als guten Samen auszustreuen? Und nicht er allein. Frau Schultheß wollte vergessen werden, sie tilgte alles, was der Nachwelt hätte Kunde von ihr geben können, aber der Segen, der von den Guten ausgeht, ist unverwüstlich.

Die Fürstin von Anhalt-Dessau [38]) und die Baroninen von Palm.

Über Herz und Geist einer Frau dürften die Männer das beste Urteil besitzen, über ihren Charakter muß man die Frauen hören. Frau Schultheß besteht vor diesem Gerichte. Sie hat Freundinnen, die der „Immergleichen" immer gleich treu bleiben. Wiederholt wurde Frau Landvogt Orell erwähnt, ferner ist eine Frau Bodmer zu nennen, dann Lavaters Gattin, das Fräulein von Muralt und Andere. Aber auch außerhalb Zürichs begegnen uns edle Frauen, die mit der Herrin des Schönenhof in andauerndem herzlichem Verkehr stehen; vor allen die Fürstin Louise von Anhalt mit ihrer Verwandten, der Gräfin [39]) Louise von Anhalt, welche später einen Grafen Walderse heiratete, und die von Palm'schen Damen in Eßlingen. Wenn der Lebensstil einer süddeutschen Baronin in den meisten Fällen nicht gar verschieden sein mochte von demjenigen einer schweizerischen Patrizierin, so dürfte dagegen die unbefangene Vertraulichkeit zwischen der regierenden Herzogin von Dessau und Frau Schultheß auffallen. Es ist dies jedoch kein vereinzelter Fall in jener Zeit. Zweierlei geistige Strömungen wirken zusammen, um die strenge Sonderung der Stände, welche das 17. Jahrhundert und den Anfang des 18. beherrschte, aufzuheben. Die von Rousseau ausgehenden Impulse, welche in der Form der Stimmung auch da wirkten, wo sie als Ideen abgelehnt wurden, sind die eine, die religiösen Motive des Pietismus, welcher gleichmäßig im Adel und in den niedrigeren Ständen Anhänger hatte, die andere. Indem nun Lavater die innige Religiosität der Pietisten und die natürliche Unmittelbarkeit und weltoffene Freiheit der Jünger Rousseaus in lebendigster, persönlichster Verbindung vertrat, wurde er der geistige Führer Zahlloser, welche von jenen beiden Zeitmächten zugleich beeinflußt waren. Hier liegt der Grund des fast beispiellosen Ansehens, das er eine Zeit lang, gerade auch beim religiös gesinnten Adel Deutschlands genoß.

Die Fürstin von Dessau und ihr Gemahl, der Fürst Franz, sind begeisterte Anhänger Lavaters. Im Jahr 1782 hatte der Fürst diesen besucht. Im folgenden Jahre bringt er seine Familie nach Zürich. Am 21. August unternahmen die hohen Herrschaften mit Lavater und Frau Schultheß, seiner „herzlichsten Freundin", wie die Fürstin sie in ihrem Tagebuch nennt, eine Seefahrt nach Oberrieden und weiter zu Dr. Hotze nach Richterswil. Hier scheinen sie einige Tage geblieben zu sein, bis in Zürich eine passende Wohnung für die Fürstin gefunden war. Am 29. August nimmt sie von einem Landhause in Hottingen Besitz, welches einem Herrn Schultheß, vermutlich dem Schwager der

Frau Bäbe, gehörte. Während der 2 Monate ihres Hierseins wird sie mit dem ganzen Lavater'schen Kreise vertraut. Wiederholt speist sie im Schönenhof zu Mittag oder zu Abend und empfängt den Besuch der Frau Schultheß. Das Band zwischen dem Dessau'schen Hofe und Zürich wurde befestigt durch die Berufung J. C. Häfelis als Hofkaplan nach Wörlitz, dem Dessau'schen Sommerschloß. Wie groß das Vertrauen der hohen Frau zu Frau Schultheß war, zeigte sich bei Anlaß ihres Zerwürfnisses mit Lavater im Jahr 1786. Denn nun wendet sie sich an diese, damit sie Lavater über die Anschuldigungen der Fürstin aufkläre. Wie Frau Bäbe ihre Aufgabe verstand, ist leicht zu erraten; sie wird ihre ganze Liebe und Klugheit an die Versöhnung der beiden Teile gewendet haben. Allein Frau von Berg[40]), eine Freundin der Fürstin, welche Lavater jetzt ebenso leidenschaftlich haßte, wie sie ihn früher geliebt hatte, durchkreuzte ihre Absichten. Nach den Äußerungen dieser Frau zu urteilen, müßte Bäbe ohne weiteres und im ganzen Umfang Lavaters Partei genommen haben, was in jedem Betracht unwahrscheinlich ist. Frau von Berg hatte die Fürstin damals so sehr in der Hand, daß sie ihr zumuten konnte, es ihr mitzuteilen, wenn sie je Neigung verspüren sollte, sich Lavater wieder zu nähern, — damit sie sie bei Zeiten davor warnen könne. Was Wunder, daß es ihr gelang, die hohe Frau nicht nur gegen Lavater, sondern auch gegen Frau Schultheß einzunehmen. Im August 1809 kam die Fürstin, nunmehr Herzogin, wieder für einige Wochen nach Zürich. Sogleich gewinnt das alte Vertrauensverhältnis wieder die Herrschaft. War es Bäbe nicht gelungen, die Herzogin Louise mit Lavater zu versöhnen, so ist vermutlich die Wiederanknüpfung freundlicher Beziehungen derselben zu seinen Hinterbliebenen ihr Werk. Ein reger Briefwechsel entspinnt sich wie ehedem zwischen dem gekrönten Haupte und der trefflichen Schweizerin. Frau Lavater erhält am 11. Oktober 1809 das Porträt der Herzogin durch Frau Schultheß. Ereignisse in der Familie, Bücher, Nachrichten über Persönlichkeiten, namentlich aus dem gemeinsamen religiösen Kreise und gegenseitige Beratungen und Aufmunterungen scheinen den wesentlichen Inhalt dieser Korrespondenz zu bilden, die wie diejenige mit den Lavater'schen Frauen bis zu dem, 1811 erfolgten, Ableben der Herzogin fortgeführt wurde. Das Herzoglich-Dessau'sche Haus- und Staatsarchiv enthält leider von dem ganzen Briefwechsel nichts als einige Geburtstagsgratulationen.

Dagegen haben sich mehrere Briefe der Gräfin Louise von Anhalt, seit 1787 Gräfin Walbersee, an die älteste Tochter des Schönenhof, aus den Jahren 1783—87, erhalten. Als sie 1783 mit der Fürstin in Hottingen wohnte, war sie 16jährig. Bald verband eine schwärmerische Freundschaft die beiden jungen Mädchen. Louise war nicht minder begabt und geistig rege als Bäbe und an Lebensreife der 2 Jahre älteren mindestens ebenbürtig. Sie begegnen sich in ihren musikalischen und litterarischen Neigungen, wie in ihren persönlichen Gefühlen. Sie senden

sich Bücher; der Ossian und Schillers Don Carlos kommen von Dessau nach Zürich, Stolbergs Insel und Schriften Göthes gehen von hier nach dort. Ebenso versehen sie sich gegenseitig mit Musik. Eine Zürcher-Sendung enthält Bach'sche Stücke, welche Frau Bäbe für die Fürstin kopierte; eine andere eigene Kompositionen der Tochter, die sich die deutsche Freundin erbeten hat. „Deine Liederchen freuen mich sehr," antwortet sie nach dem Empfang, 16. Dezember 1786. „Amor im Tanz gefällt mir sehr und wenn das Herz fröhlich ist, wird es geträllert." Die Erinnerung an Zürich, den Kreis des Schönenhof und die traulichen Räume erfüllen ihr Herz, und, wie sie versichert, auch dasjenige der Fürstin, mit Sehnsucht: „Die Fürstin bangt recht sehr nach Ihrer lieben Mama". Sie vergegenwärtigt sich die traulichen Gespräche in der „Reblaube" oder am „großen häuslichen Tisch" mit den „lieben Menschen" allen, insbesondere mit der „vortrefflichen Mama". Unerträglich ist ihr, wenn sie daran denkt, die „Cour bei einer Menge Alltagsgeschöpfen, die einem nichts sind." Wie gerne vertauschte sie ihr „mit Damast und goldenen Leisten beklebtes Zimmer mit der bräunlichen Schweizerstube." Wie wünscht sie sich an einem Winterabend an das „vertrauliche Plätzchen hinter dem großmächtigen Ofen" in der Wohnstube des Schönenhof, im Sommer an Bäbes Fenster mit der schönen Aussicht auf den See, oder auf die Schanz, an die Seite der Freundin, damit „jedes sein Herz in des anderen Herz ergieße, neu belebe, von Schlacken reinige und sich seines Wesens und seiner Bestimmung neu freue." An den Geburtstagen senden sich die älteren wie die jüngeren Damen kleine Geschenke, meist Handarbeiten mit Glückwünschen in Prosa oder in Versen. Frau Schultheß erhält 1784 von der Fürstin einen „Geldseckel," im folgenden Jahr eine „Arbeitstasche", welche sie sebst gestickt hat. Bewegt sich der Verkehr zwischen der Mutter und der Fürstin in den üblichen Formen, so vertauschen die Mädchen auf Antrag der Schweizerin und zum großen Vergnügen der vornehmen Deutschen nach kurzer Zeit das Sie mit Du. Lavater „duzte" auch die Fürstin.

Intimer noch, jedenfalls familiärer und vor allem völlig ungetrübt war und blieb die Freundschaft zwischen dem Schultheß'schen Hause und den Baroninen von Palm in Eßlingen[41]). Auch sie waren Verehrerinen Lavaters. Er besuchte sie im August 1782 auf seiner Rückkehr von Offenbach und berichtet darüber an Göthe: In Eßlingen sah ich . . . das vortreffliche Schwesternkleeblatt Palm, in meinen Augen das einzige Phänomen von Verstand, Nachdenken, Lichtbedürfnis, Adel der Seele, Tugend, Sitte, Unschuld, Religion, Frohheit". Durch ihn wurden sie etwa im Jahr 1778 mit dem Schultheß'schen Hause bekannt. Sie hatten früh ihre Mutter verloren. Caroline, die älteste, blieb bei dem Vater, einem reichen alten Herrn, der der Pflege bedurfte; Lotte war mit einem Vetter, Palm, verheiratet, der ebenfalls in Eßlingen lebte; Christiane,

die jüngste, mit einem Herrn von Kürsberg; ein Bruder lebte in Meiningen. Die Familie besaß ein stattliches Herrenhaus im Städtchen und in der Nähe das „Schlößel zum h. Kreuz". Alle drei schließen sich an Frau Schultheß wie an eine Mutter an, ihre Verehrung und Liebe zu ihr ist unbegrenzt. Caroline ist die fleißigste Korrespondentin. Sie schreibt vortrefflich und beobachtet fein. Die Schwestern sind alle in Zürich gewesen und kennen die ganze Lavatersche Gemeinde, insbesondere sind sie mit J. C. Pfenninger verbunden, an dessen Kindern sie Pathenstelle vertreten, aber in erster Linie steht ihnen immer und überall Frau Schultheß. Sie erbauen sich an Lavaters Predigten, an seinen Gebetbüchern, seinen Sinnsprüchen, seinem Pilatus. Das erquickt des Sonntag Nachmittags ihre dürstenden Seelen, denen am Vormittag von den teils pietistischen, teils traditionalistischen Geistlichen „nicht ein Tropfen helles, frisches Wasser gereicht war, geschweige Geist und Leben". Und wie die humane Religion und Lebensweisheit des Zürcher Predigers sie erbaut, so erfreuen sie sich an der schönen Litteratur, die ihnen von Zürich aus mitgeteilt wird. Als Frau Schultheß im Sommer 1784 mit Bäbe einige Wochen in Eßlingen verbringt, liest sie ihre Abschriften von Wilhelm Meister vor; vier Jahre hernach, von Konstanz herkommend, erzählt sie von dem Dichter, und in den Abschiedsbriefen von 1797 bittet sie ihn, auf der Vorbeireise das Palm'sche Haus zu besuchen. Ein reger Botendienst findet zwischen dem Schlössel und dem Schönenhof statt, durch welchen von dort Obst und Backwerk, von hier Bücher und weibliche Handarbeiten befördert werden. Noch weit häufiger aber werden Briefe ausgetauscht. Caroline muß immer einen Fuß im Schönenhof haben, sie will alles wissen, was vorgeht und sich immer im Geiste in die Mitte der lieben Schultheissen versetzen können. „Bei euch sein, das ist für mich im Paradies", schreibt sie. Ein ander Mal: „Ich zähle und durchlese eure Briefe, wie ein Geiziger seine Banknoten". „Ich beneide unseren Boten, daß er so oft nach Zürich kann, und dann da sitzt am Kolossusofen und um ihn her meine Schwesterlein mit freundlichen Blicken und Fragen. Ja das ist doch eine Gedankenreihe beinahe ohne Ende für mich, Zürich und Schönenhof und drinnen jedes Winkelchen und Gerät und, o, du, liebes Schwesterchen". Die Krone von alle dem aber ist ihr Frau Schultheß, sie schwärmt für sie in Verehrung und Liebe, so daß diese sie scherzend wegen ihrer unverbesserlichen „Blindheit" und „Verblendung" schilt. „Ich küsse dich inniglich", schreibt sie an die jüngere Bäbe, „Mama küß' ich sieben Mal mehr, sie mag's gerne dulden, es geschieht ja geistig". „Die Hohe, Gute, ich wundere mich, wie sie mich lieben kann, ich habe so gar nichts homogenes mit ihr, bin der weisen, vortrefflichen, unvergleichlichen Frau so ganz unähnlich". Es ist ihr alles, was sie sagen und schreiben kann, zu „matt und leer und zu wenig für die königliche Frau". Sie bewundert ihren guten Geschmack, ihre Delikatesse. Sie freut sich, an ihrer Schwester Christiane geistige Ähnlichkeiten

mit Frau Schultheß zu entdecken; „sie ist weise, geschäftig, hurtig, voll Ernst und doch munter und freundlich, wie deine liebe Mama". Unter den Mädchen des Schönenhof liebt sie Bäbe am meisten, weil sie der Mutter „mit ihrem weiten, großen Herzen" mehr gleicht als die andern. —

In alle dem befremdet uns das Übermaß des Gefühls. Das war dem Zeitalter eigen, aber es war, wie das Beispiel der Frau Schultheß im Schönenhof zeigt, nicht notwendig mit Mangel an Festigkeit des Wesens und Gesundheit des Herzens verbunden. Wir sind heutzutage sachlicher, praktischer, kälter. Unserem Geschlecht tut wiederum mehr innere Vertiefung und Lebendigkeit not, denn es bleibt bei dem Worte des großen Dichterfreundes der Frau Bäbe:

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit".

* * *

Nach Abschluß des Manuskriptes werden mir von Herrn Dr. A. Geßner einige Verse Lavaters mitgeteilt, welche sich auf der Rückseite des, 1794 gezeichneten, Bildnisses der Frau Schultheß befinden. Sie beschreiben ihr Wesen glücklicher, als es Lavater sonst zu gelingen pflegt und sind eine Bestätigung der von uns vertretenen Auffassung ihres Charakters:

Barbara Schultheß-Wolf.

Innere Kraft voll Ruhe, vereint mit tiefer Empfindung,
Unbewegliche Treue, die jede Prüfung bestehn kann,
Leidenschaftsfreie Liebe, Geduld, ohn' Geduld zu bedürfen,
Sinn für alles Schöne, für alles glanzlose Große —
Wenige wahre Züge des immer einzigen Urbilds.

Anmerkungen.

1. Das Titelbildnis der Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof ist die Reproduktion eines Aquarells von derselben Größe, vermutlich von Heinrich Pfenninger (1749 bis 1815) oder von Johannes Heinrich Lips (1758—1817) gemalt. Es befand sich der Überlieferung nach in Lavaters Nachlaß, kam dann in den Besitz des Komponisten Hs. Georg Nägeli und durch dessen Tochter Ottilie an Herrn Eduard Bodmer auf Schloß Kyburg, welcher es dem Verfasser dieser Studie schenkte. Das Bild trägt kein Datum. Es wird schwerlich identisch sein mit einer „Zeichnung", welche Lips nach Mitteilung der Tochter Bäbe im Sommer 1789 im Mönchhof bei Kilchberg während eines Sommeraufenthaltes der Familie anfertigte. Im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek von 1888 ist das lebensgroße Porträt der Frau Schultheß von Tischbein wiedergegeben, welches der Familie Geßner gehört. Es entstand im Mai 1781. Herr Dr. A. Geßner in Aarau besitzt eine kleine Tuschzeichnung der Frau Schultheß vom Jahre 1794. Eine Doublette derselben findet sich im Wiener Lavaterarchiv. Prem veröffentlicht dieses Bild in seinem „Göthe", S. 328. Mehrfach wurde Frau Schultheß silhouettiert. Die schönste dieser Silhouetten scheint das Göthearchiv in Weimar zu besitzen; sie schmückt in verkleinerter Wiedergabe den 13. Band des Göthe-Jahrbuchs. Eine andere enthalten Lavaters „physiognomische Fragmente", II, S. 121.

2. Georg Geßner, der Schwiegersohn der Frau Schultheß, ließ, wohl in ihrem Todesjahr, einen Nachruf an sie erscheinen unter dem Titel: „Denkmahl einer Edeln". In neuerer Zeit waren es ausschließlich die Götheforscher, die sich um ihr Andenken bemühten. Den Anstoß gab Ludwig Hirzel in seinem wertvollen „Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich", 1888. Im selben Jahr erschien die lehrreiche Studie Friedrich Bertheaus über „Göthe in seinen Beziehungen zur schweizerischen Baumwollindustrie", mit einem Anhang über die Fabrikantenfrau im Schönenhof. J. Herzfelder schenkt in seiner Schrift „Göthe in der Schweiz (1891)" Frau Schultheß die ihr gebührende Aufmerksamkeit. Endlich hat Bernhard Suphan im 13. Band des Göthe-Jahrbuchs, im Zusammenhang mit den hier abgedruckten Briefen der Frau Schultheß an Göthe, alles ihm bekannte Material zu einer Charakteristik ihres Wesens und ihres Verhältnisses zu dem Dichter trefflich verarbeitet (1892). Dem Verfasser der vorliegenden Studie, der nicht Literarhistoriker ist, war es in erster Linie darum zu tun, seinen Mitbürgern das Bild einer edeln Zürcherin, deren Andenken erloschen war, vor die Seele zu rücken. Sollte er damit zugleich der Götheforschung einen kleinen Dienst erweisen, so würde er sich dessen wie eines ungesuchten Gewinnes freuen.

3. Über Jungfer Susanne Goßweiler, die Begründerin der „ersten höheren Töchterschule" in Zürich (1774) siehe: Theodor Vetter, aus den Jugendjahren der höheren Töchterschule. Programm des Schuljahres 1894/95.

4. Die Oberherrin (Gerichtsherrin) Bernhardine Elisabeth von Hallwyll, geb. von Dießbach, starb 1779 oder 1780. Ihr älterer Sohn war irrsinnig, der jüngere, Abraham Johannes, heiratete das katholische Fräulein Franziska Romana von Hallwyl in Wien, geb. 1758, welches in ein Kloster gehen sollte und von ihm entführt wurde. Er starb kurz vor seiner Mutter. Seine Witwe starb 1836 in Hallwyl. Die romanhafte Geschichte erzählt A. E. Fröhlich im „schweizerischen Jahrbuch" 1857. Im Brestenberg (Prestenberg) wohnte Vincent Deodatus von Goumoens von Bern, 1713—1803, und seine Gattin Rosine

Ester von Hallwyl, 1734—1807, mit sieben Kindern. Das Haus scheint jedoch den Hallwyl gehört zu haben, bis es 1805 L. v. May kaufte. Der Pfarrer Wilhelm Schinz, geb. 1740, † 1806, übernahm 1779 die Pfarrei Seengen, welche der Rat von Zürich zu besetzen hatte. Seine Frau war Anna Schultheß. Ihre Kinder sind Heinrich, Wilhelm und Anna, Magdalena (Mäde). Heinrich war Theologe; er war es, der Frau Schultheß und Döde Sch. 1888 nach Konstanz und Eßlingen begleitete. Wilhelm, ebenfalls Theologe, 1776—1823, erhielt nach des Vaters Tod die Pfarrei Seengen. Anna Magdalena heiratete einen Junker Meiß.

5. Frau Regula Orell (von Orelli), geb. Escher, 1757—1829, war die Gattin des Herrn David Orell, welcher 1790—1798 die Stelle eines Landvogts in Wädenswil bekleidete. Ihr Sohn, Johann Caspar, nach seinem Taufpathen J. C. Lavater so genannt, ist der berühmte Philologe, Professor an der Universität Zürich.

6. Georg Christoph Tobler, Sohn des Archidiakon Johannes Tobler, 1757—1812, gehörte zu den geistreichen, jungen Freunden Lavaters, ging aber bald eigene Wege. Er galt viel bei Göthe, mit dem er während eines Aufenthalts in Weimar (1781) verkehrte und von dem er für seinen ästhetischen Pantheismus gewonnen worden sein soll. Ein tüchtiger Philologe und Kenner des klassischen Altertums, gab er eine viel bewunderte deutsche Übersetzung des Sophokles heraus. 1784 erhielt er die reformierte Predigerstelle in Offenbach. 1794 übernahm er die Pfarrei Veltheim, wurde 1799 Mitglied des helvetischen Senats und 1801 Pfarrer in Wald. Er hatte in der Jugend mehr versprochen, als er später hielt.

7. Notiz im Tagebuch der Herzogin Louise von Anhalt-Dessau vom 30. September 1783, laut gütiger Mitteilung des herzogl. Haus- und Staatsarchives.

8. Dulon, geb. 1769 in Oranienburg, ein berühmter, blinder Flötenspieler. Von 1796 an bekleidete er die Stelle eines Kammermusikus in Petersburg; er starb 1826 in Würzburg. Frau Schultheß teilt mit, daß Kayser von seinem Spiel ganz hingerissen war und „immer wieder auf das Delice zurückkam".

9. Die Mara, 1749—1833, war nach Zelters und Kaysers Urteil die erste deutsche Sängerin ihrer Zeit, daneben spielte sie meisterhaft Klavier und Violine. 1766—1780 gehörte sie der Berliner Oper an, sang dann in Wien, Paris, London und anderen Städten.

10. Frau Schultheß erwähnt einer solchen theatralischen Vorstellung, wo Lessings „Juden" aufgeführt wurden, ein Lustspiel mit judenfreundlicher Tendenz vom Jahre 1749.

11. Über Geßner siehe: Georg Geßner, ein Lebensbild aus der zürcherischen Kirche von Dr. Georg Finsler, Basel 1862.

12. In Kilchberg war von 1755—94 Hans Conrad Wirz Pfarrer. In den letzten Jahren wirkte an seiner Seite als Vikar sein Sohn Hans Heinrich, 1756—1834, mit dessen Frau, Nannette Füßli, geb. 1768, † zwischen 1842 und 1845, die jüngere Bäbe Schultheß befreundet war.

13. In Oberrieden waren nacheinander die Brüder Heinrich Hirzel und Conrad Hirzel Pfarrer, ersterer von 1784—1794, letzterer von 1794—1808. Jener hatte zur Frau Margaretha Schinz. 1736—1827, dieser Esther Eßlinger 1742—1821.

14. Johann Konrad Hotze, 1734—1801, lebte als Arzt in Richterswil. Er genoß teils infolge seiner Tüchtigkeit im Beruf, teils wegen seiner vielseitigen geistigen Interessen großes Ansehen und hatte an allen Beziehungen seines Freundes Lavater zu den Bildungsträgern der Zeit Anteil. 1796 verließ er Richterswil und verlebte seine letzten Lebensjahre meist in Frankfurt bei seiner Tochter, Frau von Neufville.

15. Helfer Heß ist der spätere Antistes, 1741—1828. Das Zitat im Text ist einem Brief der Frau Schultheß aus Seengen entnommen, wo ihre Tochter Döde erkrankt war. Heß verkehrte hier häufig, weil der Pfarrer Schinz der Bruder seiner Frau war.

16. Hans Heinrich Meyer von Stäfa, 1760—1832, Freund Göthes, der 1786 in Rom seine Bekanntschaft machte und ihn sehr schätzte, weil er ihm für seine Kunststudien

manche Förderung verdankte. Auf Göthes Wunsch berief ihn der Herzog von Weimar im Herbst 1791, mit dem Titel eines Hofrates, als Professor an das Weimarsche Kunstinstitut. Er war bedeutender als Kunstschriftsteller denn als Maler.

17. Über J. C. Lavater orientiert am besten die 1902 erschienene Denkschrift, herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee in Zürich.

18. Anna Barbara von Muralt, Tochter des Daniel von Muralt und der Regula Lavater, 1727—1805, zeichnete „Anekdoten aus Lavaters Leben" und „Tagregister aus seinem Leben" auf, die einläßlichsten Beiträge zur intimen persönlichen Kenntnis des merkwürdigen Mannes.

10. Johann Caspar Häfeli, 1754—1811, wurde auf Lavaters Empfehlung 1784 vom Herzog Leopold von Anhalt-Dessau als Hofkaplan nach Wörlitz berufen. 1793 wurde er Pfarrer an St. Ansgar in Bremen, 1805 Konsistorialrat in Bernburg.

20. J. J. Stolz, Pfarrer in Offenbach, seit 1784 in Bremen. Wie Häfeli gehörte er ursprünglich zu Lavaters Schülern, trennte sich aber Mitte der 80er Jahre von ihm zu dessen größtem Schmerze.

21. Heinrich Lips von Kloten bei Zürich, 1758—1817, wurde auf Veranlassung Lavaters von J. C. Füßli zum Kupferstecher ausgebildet. Er leistete in dieser Kunst ausgezeichnetes, weniger in der Malerei. 1782 war er in Rom. 1789—1794 bekleidete er die Stelle eines Zeichenlehrers am Kunstinstitut in Weimar.

22. Jakob Ludwig Passavant, ein Frankfurter, der in Zürich Theologie studierte und 1775 Lavater die Dienste eines Amanuensis leistete. Er war auch mit Göthe befreundet. Im Schönenhof verkehrte er viel, scheint sogar bis 1775 dort gewohnt zu haben; er blieb mit der Schultheßschen Familie in Relation.

23. De Neufville aus Frankfurt, von Passavant im Schönenhof eingeführt, wohl der spätere Schwiegersohn des Dr. Hotze.

24. Johann Georg Zimmermann von Brugg, 1728—1795, königl. großbritannischer Leibarzt in Hannover, berühmt in seiner Kunst, zugleich populärphilosophischer Schriftsteller; sein bedeutendstes Werk führt den Titel: Über die Einsamkeit. Er war mit Lavater befreundet und mit Herder, von ersterem wandte er sich später ab.

25. Johannes Martin Miller, 1750—1814, Dekan und geistlicher Rat in Ulm und sentimentaler Schriftsteller. Das bekannteste seiner Werke ist der Roman: Siegwart, eine Klostergeschichte.

26. Friedrich Leopold von Stolberg, 1750—1819, mit seinem Bruder Christian Verehrer Klopstocks und Freund der jungen „Genies": Göthes, Lavaters u. s. w., Diplomat, mehr noch belletristischer Schriftsteller. Sein Übertritt zur katholischen Kirche, 1793, erregte großes Aufsehen.

27. Die durch ihre Schönheit berühmte Maitresse des Herzogs von Braunschweig. Wie geneigt die Zeit war, Fürsten eine Nebenfrau zuzugestehen, wird durch die allgemeine Anerkennung der edelsten Männer und Frauen für die Charaktereigenschaften der Marquise B. illustriert.

28. Über Kayser siehe: C. A. H. Burkhardt, Göthe und der Komponist Ph. Chr. Kayser 1879; O. Heuer: Kayser, Göthe und Klinger, in den Berichten des fr. deutschen Hochstifts 1891 S. 443 ff und: Frau Barbara Schultheß und Kayser, im folgenden Jahrg. S. 294 ff. — Die Stadtbibliothek Zürich bewahrt ein Manuskript von David Heß: Flüchtige Notizen über Ph. Chr. Kayser.

29. Giuseppe Balsamo von Palermo, der sich Graf Alexander Cagliostro nannte, 1743—1795, ein Abenteurer und Schwindler, der mit dem Vorgeben, magische Kräfte zu besitzen, zahlreiche Zeitgenossen verwirrte. Auch Göthe interessierte sich für die merkwürdige Erscheinung, besonders aber Lavater, der jedoch niemals — wie man ihm nachsagte — Cagliostros Anhänger war.

30. Am 3. Nov. 1780 fragt Göthe Lavater: Hast du denn selbst meine Iphigenie?

31. Zur Unterhaltung des Weimarschen Hofes, wenn er in Bad Tiefurt weilte, wurde von den Weimarer Dichtern eine kleine belletristische Zeitung herausgegeben, das Tiefurter-Journal.

32. Bäbe junior schreibt; „16. Mai 88 Abends hatte ich noch Wäsche zu glätten, welches mich hinderte, den Egmont fertig zu lesen. Doch ich will's vor Schlafengehen noch."

33. Der Ausdruck „kunstverbergende Kunst" erinnert an ein Distichon Klopstocks:

„Sie zu verbergen gehört zu der Kunst,
Doch ist der Verbergung
Schleier zu dünn, so entdeckt selber der
Schleier die Kunst."

34. „Du bist reich und ich bin arm", Stelle aus einem im Göthearchiv aufbewahrten noch unveröffentlichten Briefe der Frau Schultheß an Göthe vom 10. Juli 1795. Die Notiz verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Ernst-Escher in Zürich. Meine Bitte um Überlassung einer Kopie des Briefes für meine Studie wurde zu meinem Bedauern von der Direktion des Museums ablehnend beschieden.

35. Brief vom 22. April 1788 siehe Götheschriften V, S. 8 ff.

36. Angelika Kaufmann, 1741—1807, angesehene Portraitmalerin; in Chur geboren, lebte sie lange in Rom, wo sie Winkelmann befreundet war, auch Göthes Bekanntschaft machte. 1781 verheiratete sie sich mit dem venetianischen Maler A. Zucchi.

37. Über die Betätigung der Frau Schultheß im Geschäfte ihres Gatten finde ich nur eine beiläufige Notiz in einem Brief der Tochter Bäbe an ihren Bräutigam, worin sie ihm den Tod ihres Vaters schildert. Am 10. Juni 1778 habe der Vater im Komptoir geklingelt, wie er zu tun pflegte, wenn er die Gattin rufen wollte, um einen Brief für ihn zu schreiben oder „Stücke zu messen". Es handelte sich wohl darum, die von den Webern eingelieferten Baumwollentücher (?) zu kontrollieren.

38. Über das Anhalt-Dessau'sche Fürstenpaar und seine Beziehungen zu J. C. Lavater orientiert trefflich: Hosäus, Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte ꝛc. 1888, 4. Heft. Die Fürstin Louise Henriette, Tochter des Markgrafen Heinrich von Brandenburg, war geboren 1750, starb 1811.

39. Die Gräfin Anhalt gehört einer jüngern Linie an, welche nur den Grafentitel besitzt.

40. Frau Caroline von Berg, geb. 1759, Tochter des preußischen Gesandten in Kopenhagen v. Häseler, Gattin des Domherrn von Berg.

41. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Baron C. v. Palm in Stuttgart sind im Familienarchiv keine Briefe der Frau Schultheß mehr zu finden. Sie müssen zahlreich gewesen sein.

Anhang.

1. Faksimile von Göthes Original-Handschrift des Gedichtes: „Gesang der Geister über den Wassern."
2. Die Konstanzer-Tage.
3. Personen-Register.

Göthes

„Gesang der Geister über den Wassern"

entstand am 9. oder 10. Oktober 1779 angesichts des Staubbaches in Lauterbrunnen auf des Dichters zweiter Schweizerreise. Am 14. Oktober sandte er das Gedicht von Thun aus an Frau von Stein mit den Worten: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern". Es war überschrieben: „Gesang der lieblichen Geister in der Wüste". Das Gedicht ist als Wechselgesang zwischen zwei Geistern gedacht, von denen der erste die Verse 1—4, 8—17, 23 und 24, 28 und 29, 32 und 33 spricht, der zweite die übrigen. Hierin, sowie in der Textgestalt stimmt unser Manuskript mit der Abschrift, welche Frau von Stein für Knebel anfertigte, vollkommen überein. Da nach der Weimarer Götheausgabe II, S. 306 das von Göthe an diese Freundin gesandte Original nicht mehr zu existieren scheint, so dürfte das hier reproduzierte Blatt die älteste Originalhandschrift des Gedichtes sein. Eine musikalische Komposition Kayſers über den „Gesang der Geister" läßt sich nicht nachweisen (vgl. Max Friedländer, Das deutsche Lied, II, S. 197).

Der Menschen Seele
Gleicht dem Wasser
Vom Himmel kommt es
Zum Himmel steigt es

2.

Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd

1.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl
Stäubt er lieblich
In Wolken-Wellen
Zum glatten Fels
Und leicht empfangen
Wallt er schlürend
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder

2.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

1

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesthal hin

2

Und im glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne

1.

Wind ist der Welle
Lieblicher Bühler

2

Wind mischt von Grund aus
Alle die Wogen

1

Seele des Menschen
Wie gleichst du dem Wasser

2

Schicksal des Menschen
Wie gleichst du dem Wind.

Die „Konstanzer-Tage".

a) **Kayser an die Tochter Bäbe** (ohne Datum).

Ernsthaft und gleichsam als Gelübde hatte ich mir vorgenommen bey meiner Ankunft in Chur mit dem dortigen Botten zu schreiben, ich dachte, die Mama würde um diese Zeit eben weg seyn, es würde den drey zurückgebliebenen Schwestern nicht ganz unlieb kommen, und was ich alles dachte. Aber zweytägige Regen, die uns vom Fuß der Gebürge an der italiänischen Seite biß wieder an die deutsche unaufhörlich begleiteten und Pferd und Mann erbärmlich durchnäßten, ließen mich so wenig zur besinnung kommen, daß ich annehmen darf, wenn es auch eigentliches Gelübde gewesen wäre, so würde mir die Unterlaßungssünde vergeben worden sein.

Die fünf hier in Constanz sind gewiß unendlich glücklich sich so wohl getroffen zu haben. Die Grüsse und Andenken von allen Seiten sind mir lieb und werth und zum Zeichen des Werthes vermag ich es über mich zu bringen, wenigstens diese schlechten Zeilen beizufügen. Aber Vergebung, daß ich nicht mehr thue. Der Hr. Geh. Rath erwiedert besonders durch mich die Empfehlung.

b) **Frau Schultheß an ihre Kinder.**

Frauenfeld, den 3. Juny 1788.

Liebe Kinder.

wir sind gott lob so glücklich und vergnügt als ihr uns nur hättet wünschen können hier angekommen — in winterthur sahen wir nur Kaufmanns [1]), aßen da Kriesi Suppen [2]) und nahmen einige recht hübsche Steinharte, und doch saftige Kürsinger öpfel mit von den wir einige aßen — es donnerte und blitzte ziemlich stark in dem wir von w. abfuhren, kam aber zugleich ein dicken, dicken, Regen — wir wunderten nur wie es bei Euch gehe, und hofften so gut wie uns — ich glustete nur nach einem paar Maschinen die sich magnetisch an 2 orten zugleich bewegen ließ[en], und mit den man sich so zuschreiben könnte, daß im gleichen Moment die Maschine in Zürich schreiben würde was ich mit der in Frauenfeld schrieb und so dann der Tour auch an Euch käme. — nun gute Nacht — sie decken unsern Tisch wir haben ein hübsches großes Speiszimmer auf der linken deßelben unsern alkoven mit zwey bettern, zur Rechten des Vetters

[1]) Vermutlich Christoph Kaufmann aus Winterthur, geb. 1753, Schwager J. C. Pfenningers, ein toller Genialitätsschwärmer, der seine innere Hohlheit durch affektiertes Auftreten verhüllte und als Menschensucher herumreiste; er starb 1795.

[2]) Kirschenkompote.

Zimmer — jetzt tragen sie das Eßen auf — und so gute Nacht — morgen wills Gott gehen wir bei guter Zeit ab — unser Kutscher halt sich gut — und wird Euch vermuthlich über-Morgen den brief bringen —

Frauenfeld [1])

wir sind seit 9 Uhr schon hier Liebe bäben — so schön wie erwartet. K. [Kayser] wird selbst ein Wort schreiben [siehe den vorigen Brief]. G. [Goethe] grüßt dich sehr — die Zeichnung nahm er sehr gefällig und lieb auf — du kannst Samst. 1 Uhr mit der Schaffhauser Post schreiben — ich kann nicht mehr. Adieu ihr lieben zusammen — will dann mündlich erzählen — grüßt überall — Tante — Nanette — ꝛc.

c) Döde an ihre Schwestern.

Den 3ten Frauenfeld 88.

Nun sind wir glücklich hier in einem recht artigen und schönen Wirtshaus unser Zimmer ist wie ein theater ich kans nicht genug geschauen. Es war gar nicht so warm wie wir glaubten und mir auch nicht in meinem reiße kittel und jetzt hat es herrlich abgekühlt und regnet noch immer, Mamma sagt das es das nemliche Wirtshaus sey wo ihr gewesen, die Kirchen ist gerade daneben aber sehen kann ich sie nicht weils schon 8 uhr geschlagen und der Tisch gedekt ist, nun wünsch ich gute nacht allerseits, es pakt alles die schreiberey ein gut nacht ihr jungfern —

Den 4ten Constanz 11 Uhr.

Jezt wollt ich du wärest an meiner stelle Bäben es beßert jetzt, aber im anfang klopfte mir das Herz gewaltig. wir sind schon eine Stunde hier, Herr K. ist sehr freundlich und der andre ach den kan ich nicht genug ansehen so freundlich und artig ist er, wir trinken jezt ein thee miteinander auf unserm Zimmer das recht lustig ist es hat ein erkel wie im thalegg. Denk eben sagt Mamma es sey gut das ich braf schreibe, da sagt der Göthe schreiben sie auch meine empfelungen an ihre schwestern und K. deßgleichen; der Vetter hat auch die Augen ein wenig aufgethan das freute mich, jezt pakt der Vetter aus in seiner kammer und ich sollt mich ein wenig strelen [2]) und doch. Mamma pakt der fr. Meiß Porteret [3]) aus u. G. begukt er sehr begierig, jezt kommt der Vetter

[1]) Sollte heißen „Constanz"; in der Eile und Aufregung verschreibt sich Frau Schultheß. Der Vergleich mit dem folgenden Brief der Döde und demjenigen Kaysers e), sowie der Zusammenhang setzen dieß außer Zweifel.

[2]) kämmen.

[3]) Frau Anna Magdalena (Mäde) von Meiß ist die Schwester des Heinrich Schinz in Seengen, eine Cousine und Gespielin der jungen Bäbe Schultheß, welche einen Junker Meiß heiratete. Die Geßner'sche Familienchronik sagt von ihr: „Frau Meiß war in ihrer Jugend ausgezeichnet schön, eine sehr gebildete und sehr verständige Frau, welche, wie jemand von ihr sagte, einen einzigen dummen Streich in ihrem Leben gemacht hatte,

der sich nicht wenig einbildet. gell das ist ein geschwäz ich will und muß hören[1]) Adieu denk doch allezeit an D. S.

d) Frau Schultheß an ihre Kinder.

Constanz, den 5ten Juny 1788.

Liebe bäben!

Ich mag niemand schreiben als dir — es ist jetzt morgen 1/2 5 uhr — der gestrige Tag gieng herum ich wußte nicht wie — es wurde immer Erzählt — meistens über kunst sachen, wo einem immer Lichter aufgesteckt werden, viel neues, und viel altes gesagt wird, so vieles deutlich gemacht, davon der dunkle begriff dalag, und so nun genuß wird — der Rath gibt sich so viel mühe, und läßt keinen augenblick verlohren gehen[2]) — ich weiß nicht wie lang wir bleiben, eben bis es Zeit sein wird zu gehen — am Ende des briefchens von dem ich noch nicht weiß wann es abgehen kann will ich dir noch sagen wohin du mir schreiben sollt — über vieles haben wir noch gar nicht gesprochen — K. ist wohl, sieht recht gut aus — geht mit G. laßt aber Hoffnung zu einer Rükkehr — NB gestern war von morgen 4 in frauenfeld bis Nachts 11 in Constanz der Reisrok nicht ausgezogen —

gestern regnete es meistens, das beruhigte mich vor Lisli — die nun kein ungewitter zu besorgen hatte — dagegen verlangt mich sehr von vorgestern zu hören —

grüße doch überall — wenn ich dir sage daß du noch einmahl auf Constanz schreiben könnest wie ich aber kaum glaube so adressir den brief an Schinz — du könntest auch an seine Adresse nach Eßlingen schreiben, und der Caroline

---

nämlich den, daß sie ihren Gatten geheiratet." Ob Göthe früher schon von ihr gehört, bleibe dahingestellt. Jedenfalls interessierte er sich für sie und Frau Schultheß kommt in ihren Briefen an ihn zwei Mal auf sie zurück: „meine schöne Niece lebt wieder neu auf seit Pfäfers, sie lebt jetzt wieder im väterlichen Hause mit ihrem Kinde und hat auf eine kluge stille Weise den Mann vom Halse geschafft." (Brief vom 27. Oktober 1795). Im folgenden Jahre (19. November) berichtet Frau Schultheß: „meine Niece macht mich sehr leiden mit ihrem viel leidenden Körper, sie ist so hinwelckend, die himmelsschöne Rose."

[1]) aufhören.

[2]) Einen Beitrag bezüglich der in Konstanz gepflogenen Unterhaltung enthält auch die folgende Stelle aus einem Brief Kaysers an Bäbe junior vom 12. August 1888: „Sage, bitte, deiner Mama in meinem Nahmen, es sei in der neuesten Wienerzeitung unter der Rubrik Rom zu lesen gewesen, wie daß sich gegenwärtig zwei der berühmtesten deutschen Gelehrten, Göthe und Herder, daselbst befänden. Letzterer habe die Erlaubnis des Zutritts in die Vatikanische Bibliothek erhalten. Sie soll sich dabei an Constanz, die Leichtgläubigkeit und die Noth des ersteren genannten deutschen Gelehrten erinnern, und daß es mit dem Zutritt in die Vatikanische Bibliothek leider nichts sein werde. Übrigens die Zeitungen diesem Artikel wegen nicht verachten, denn es stünden oft prophezeiungs- und abstraktionsweise die wahrsten und sichersten Dinge drinn."

[von Palm] einschließen, ihr sagen wie dein lieber Vetter wie alle junge Herren sich zu Reisen vorgenommen, und du ihn vor seine Route über Eßlingen tracirt wie du ihn Empfehlest u. s. w.

Freitag Morgen [6. Juny]

Den abend wird der Brief abgehen — es geht überall recht gut — gestern Nacht ließ der geh. Rath den Mond scheinen — und versprach mir auch einen Mondschein. Das kannst du nun gar nicht verstehen wenn du es nicht ganz einfältig und buchstäblich nimmst — du siehst also daß er Mondschein mit sich führt — wirst noch allerlei hören und vernehmen habe nur geduld —

Nun dieß — Eure Briefe — das heißt der B. der L. der N. — und wer sonst zu schreiben Lust und Liebe hat werden auf Samst. um 1 uhr nach Bahlingen adressirt — à Mad. Sch. ala Poste Restante — dahin kommen wir sehr leicht in einem Tag von hier aus — wir müßen von hier auf Engen und so die bekannte Route machen — noch weiß ich nicht wann ich fortgehe Morgen übermorgen od. wenn —

D. wird auch noch schreiben —

mir ist immer wann ich zu Tisch sitzen will ich müß euch alle zusammen ruffen. Das denkt so oft ihr beysammen sitzt — und das mich bey allem wohlseyn hier doch sehr verlangt und sehr darauf freut wieder am Tisch mit Euch zu seyn — —

B. vergiß ja nicht von der B. wollen [Baumwolle] fachten zu lassen — wie an den Röckli —

und gieb am Samst. zugleich auch ein briefli noch auf Constanz, ich weiß nicht ob ich noch da seyn wird od. nicht — immer will ich ihn besorgen — adieu die Suppe kommt. Den 7. Juny 88.

Der Hr. gh. R. grüßt recht sehr.

e) Kayser an Bäbe junior.

Constanz den 6. Juni 1788.

Es hat mir so viel Mühe gemacht, Meine Wertheste, in meinem vorigen Blättchen von hier so karg und kahl gewesen zu seyn, daß ich mich herzlich nach der Gelegenheit zu einem andern sehnte, die mir nun noch vor unserer Abreise an diesem wird. Indessen ist das mein Trost, daß die Schuld doch nicht so ganz allein die meine gewesen; es lag so manches an den Umständen, wir waren erst den Abend vorher von der bisherigen letzten Station unserer weiten, langen, heißen und ermüdenden Reise angekommen, hatten noch keine ordentliche häusliche und behagliche Einrichtung, hatten soeben einen Augenblick vorher unsere Züricher Freunde empfangen, die Mama trieb, wie sie in ihrer Gutmüthigkeit und herzlichen Neigung gegen uns zu treiben pflegt, der Kutscher Dußly wollte

wieder zurückreiten; und ich hatte doch weder Kopf noch Hand, noch Besinnung nach Art zum schreiben; kurz ich kann mich meines Orts entschuldigen. — — —

[Es ist dieß jener lange, oben S. 29 citirte Brief Kaysers, worin er der Tochter Bäbe seine Verehrung für ihr Gemüth und ganzes Wesen gesteht. Auf die Situation in Konstanz bezieht sich noch die folgende Stelle:]

Ich sollte nun bald abbrechen, denn Gott weiß, ich sitze schon lange an diesem und liegt doch so viel herum das alles besorgt, gepackt, gesondert, gethan sein muß, wenn wir noch einige geographische Grade auf der Landkarte weiter nach Norden rudern und nicht in Constanz sitzen bleiben wollen. Droben, wo die Mama logirt und alle vier beysammen sind, mögte ich doch auch nicht verbannt sein. Also wenig mehr und blos das Versprechen künftig ein recht fleißiger und gesammelter Correspondent zu seyn. — —

f) Böde an ihre Schwester Bäbe.

Den 7ten Brm. [Brachmonat] 88.

Liebe Bäben!

Wie oft denk ich an euch alle wie stehts wohl bey Haus ich hoffe immer gut, Vetter und ich spazieren oft miteinander wir gehen zuerst immer in die Kirchen wir sind schon in 4 Kirchen gewesen die ich euch jetzt nicht wohl beschreiben kann ich will euch dann gern erzehlen. Die Domkirche ist besonders recht hübsch alle wände und Säulen sind von Marmel und das Altar von Silber, auch sind sehr brächtige leuchter, wir sind auch zuoberst im thurm gewesen es brauchte ein wenig Herz bey mir es war alles eine Schnekentrebbe und ein eisernes Gelende wo man dan immer herunterſehen konnte, zulezt oben kamen wir zu einem runden loch hinaus in der größe unseres Wehenbretes[1]) dan stunden wir auf der Zinne und sahen unermäßlich weit herum, es ist darauf ein Stübchen wo immer jemand schläft, der thurm hat 3 Kuplen. Es thut mir so leid das niemand nichts darvon sagt auf die Reichenau zu gehn, aber ich kanns darnach wohl begreiffen das ihnen so was zu gemein ist — doch ists nur eine Stunde weit, ach du solltest Ihn hören erzehlen wenn man nur alles aufsetzen könnte.

Heut ists Wochen Markt da gehts auch ein wenig laut zu das ist kurzweilig, wie die Genferinnen[2]) mit ihren Körben alles selber kaufen, Gestern spazierten wir alle mit dem bedienten hintendrein um die ganze Stadt herum, darnach auf den Platz wo die Genfer musterten da sah ich vielerley leute besonder junge Damen.

Ich kan nicht anders als dir auch sagen wo wir bey Hause sind u wies aussieht, wir sehen in unserm Erker zum Thor hinaus auf den Dam wo alle

[1]) „Wehe", eine Art Kuchen; „Wehenbrett", das Brett, worauf der Kuchen aufgetragen wird.

[2]) Scherzhafte Bezeichnung der Konstanzerinen.

schiffe ankommen aber den See sehen wir nicht mehr, es ist von unserm Wirtshaus bis zum thor ohngefahr so weit wie vom Schönenhoff bis zum Grauwind, aber dann auf die andere Seite noch einmahl so lang dieße Straße ist gewiß 4 mahl so breit als unsre, gerade vor uns über ist eine von den geringern kirchen, ich könne wohl noch mehr sagen aber nicht deutlich genug. Ich will gern sehen wenn wir fortgehn, es freut mich einmahl Post zu fahren aber von da weg von den kurzweiligen leuten nicht, das muß ich dir noch sagen wie wir kurios leben, deß morgens trinkt K. ganz früh auf seinem Zimmer seyn Kafee, darnach trinken wir unser thee zusamen nemlich die Mama der V. [Vetter] und ich, wo oft Herr K. bey uns ist, das währt so bis 8 uhr nacher kommt der andre so um 1/2 9 uhr auch und ißt Butterschnitten dann raucht der V. u. wir sehen zum Fenster hinaus oder ich Arbeite, K. ist oft auf seinem Zimmer und die andern M. [Mama] u. G. reden mit einander. Das währt bis 1 uhr dann speißen wir an einem Ovalen Disch Gügeli u Däubli u. s. w. sitzen so bis 1/2 3 uhr dann es wird immer erzehlt — nicht nur geeßen — Dann um 6 uhr das thee, u. um 7 spazieren — u. zuletzt um 1/2 9 uhr zu nacht gespiesen 10 1/2 11 geschwatzt u. erzehlt, — Jetzt ist nun meine erzehlung zu ende u. weiß weiters nichts mehr als bleibt immer gesund alle und grüß mir alle, die an mich denken.

D. S.

g) Bödi an ihre Schwestern.

Den 8. Brch. 88 Konst. Sontag Morgens 11 uhr.

Liebe Schwestern!

Nun ist einmahl Herrlich Wetter bey uns schon 3 tage, welches mir braf uns zu nuze machen u. recht fleißig spazieren, gestern fuhr Herr K. Vetter u. ich nach der Insel Maynau Post! es war sich der mühe werth, die Reiß daurte eine Stund dann mußten wir über ein Steg, der auf der einen Seite mit einer lehne versehen war, er mag ohngefehr so breit gewesen seyn als unser Tisch in der Stube, es gieng mir aber gut, besser als dem Herr Kayser, der ohne aufhören sagte der verfluchte Steg, ja das ist ein beßer Spaß — — den Stathalter sahen mir auch von weitem, seyn Palast ist sehr Prächtig von außen, die Kirche ist ganz klein aber recht artig u. simpel, wir gingen und fanden eine aussicht schöner als die andere, darauf giengen wir um die ganze Insel herum. Der Vetter plagt mich immer das ich so sudeln muß, u. Herr K. macht recht lustige verse über die Stadt Konstanz, weil ich heute nicht arbeiten darf so schreib ich wans mich ankömmt. Jetzt haben wir 1 uhr u. werden bald speißen hoff ich muß mich des Schlafs erwehren so viel ich kan, u. H. K. entschlief beim buch zu — der Vetter ließt auch und streckt sich schier zu Tod, das ist ein herrlicher auftrit nicht wahr, die übrigen sind gar nicht schläfrig das versteht sich. Mamma und ich haben ein recht artig schlafzimmer, schön ausmöbliert

ein ruhbetli und 2 wie der Mama' ihres in denen man herrlich schläft, aber leider von niemandem träumte, es ist doch lustig in der Fremde sein darzu in Konstanz. jetzt geh ich zum eßen und dann wieder ein Wort an die verehrungswerthe Sonntagsgesellschaft.

Abends 5 uhr.

Nun wird sie wohl bey einander sein, um ohne zweifel von uns sich zu unterhalten, das mir ein angenehmer gedanke seyn soll, ich thue es öfters. Ich muß euch doch etwas lustigs erzehlen das über Tisch erzehlt wurde. nemlich von einer Maßke. Die Alten Römer müßen sehr viel Tamastene Röke getragen haben, wormit man jetzt nichts zu thun wüßte, als sie vor Maßken zu brauchen — die Maßke also bestund aus dem Rok mit sehr großen blumen, u. das schönste davon waren die langen Manscheten an ellenbogen. hernach eine ringsherum gleich rund gekräußte barüke u. hinten dran 3 ganz düne düne zöpfli die nicht mit schwarzen, sonder das eine mit einem hoch gelben, das andre mit einem rothen u. das dritte mit einem grünen band gebunden die dan immer hüpfen, dann haben sie eine sehr große prile auf, mit der sie bey jedermann still stehn u. beguken das muß hübsch aussehn, denn grüßen sie die Leute so — sie hüpfen mit beyden beynen zugleich in die höhe u. das einige mahl — woby dann die zöpfli recht schön hüpfen —

Ich schreib euch immer eine ganze Predig solch dumes zeug doch es ist auch lustig ich [kann] ohnmöglich anderst als so sudeln, ich bin zu faul zum schön schreiben — jetzt geh ich wieder Vetter der mein einziger Trost ist. Wir agiren den Herr fäsi, es entgeht uns niemand den wir nicht durchs Perspektiv beguken ich will nun wieder gehn adiö vor dieß mahl

bleibt immer lustig u. gesund und grüßt mir alle
ewig eure D. S.

h) Frau Schultheß an ihre Tochter Bäbe.

Const. den 8 Juny 88 1/4 vor 9 uhr.

Ich weiß nicht wie es möglich ist, daß ich gar keine briefe bis dahin empfangen — die Route über St. Gallen wird wohl die Schuld seyn. aber daß gestern mit der Landkutsche auch nichts gekommen begreiff ich nicht. ich will mich beruhigen und danke gott daß mir nicht angst dabey wird — daß ich zuversichtlich hoffe ihr seyt alle wohl, und mich werde dann auf einmahl ein großes Pak briefe erfreuen — — ich will schon anstalten machen daß sie mich finden — — und freue mich auch dabey daß es euch nicht so ergangen — liebs Lisli, liebs Nanli, ich kann nicht jedem besonders schreiben — bäben theilt mit euch, ließt vor, laßt lesen, es ist aber alles nicht viel dafür sollt ihr braf erzählen hören, wenn ich wieder bey Euch sein werde —

Grüße mir die orell besonders und sag ihr, ich könne gar nicht schreiben, höre nur und sie soll dann auch hören —

N. Frieß[1]) grüß mir, ich will dann jedem sein Theilchen geben daß ihr alle zufrieden sein sollt —

am Dienstag morgen verreisen wir, es geht von hier auf Engen, und so dann nach bahlingen zum über nachten, daß du dir unsern weg Pünktlich denken kannst, und annehmen wir seyen am Mittwoch zwischen 3 u. 4 uhr in Eßlingen angelangt aber nicht über den Holperigen weg — sonder durch Stuttgardt — von da aus schreib ich Euch eilends wieder — nur sort [sorgt] nicht wann am Freitag nichts kommen sollte man hat so leicht eine Post verfehlt —

Mont. Morgen — 8 uhr.

eben empfang ich deinen lieben brief vom Samstag und mögte nur gern wißen ob er der erste ist — kann mirs kaum denken, daß du Mittw. vorher od. Donnerst. od. mit der Landkutsche nicht geschrieben habest — ich will nun ordre zurücklassen auf den fahl noch etwas kommen sollte —

gott lob daß ihr alle wohl seyt — ich bin nun beynahe wieder eingepakt und wir verreysen Morgen zusammen — nur auf verschiedenen wegen — ich werde dir recht viel zu sagen haben —

Mach ein umschlag zu dem briefchen an L —[2])

eben kommt das päkgen und so bin ich völlig getröstet —

dank vor all deine Nachrichten ich kann nicht genug sagen wie wohl mirs macht, daß ihr so wohl zusammen seyt — nun schreybst du mittw. nach Eßlingen

G. und K. packen ein — und dann werden wir den letzten Tag noch ruhig genießen — wann ich nur noch ein paar weiße Rök hätte. Deine Zufriedenheit im Hauswesen macht mich sehr zufrieden — ich hörte K. keine Note spielen — es ist traurig wir haben kein Clavier.

adieu ich will izt machen daß es fertig ist wenn der Rath kommt, der dich grüßt und sich sehr viel von dir denkt, eine gar hohe Meinung von dir hat — —

Mit dem Liedchen „hm hm so so" giengs gar wunderlich, so wie ichs ihm geben wollte riß er mirs schon halb aus der Hand, übersahs und fuhr mit in die Tasche, „das behalt ich" und wandte sich um —

du kannst dir ihn denken —

ich mogte ihm das gefühl nicht verderben und ließ es gut seyn[3]) —

hier ists ein bischen verändert —

---

[1]) Die intimste Freundin der Tochter Bäbe.

[2]) Lavater, dem Frau Schultheß durch die Tochter einen Gruß gesandt haben dürfte.

[3]) Es ist das Liedchen: Es fieng ein Knab' ein Vögelein ꝛc. Götz von Berl. III. Akt. Vermutlich hat es Bäbe für Göthe komponiert.

bhüt dich gott — und mein liebs Liseli und Nanli —
grüßt überall den 9 Juny 88
wann wort od. buchstaben fehlen so schreib sie hier ein, ich mag nicht überlesen
schon ist das Päckgen zugemacht, und zwar, hat mirs der gh. Rath aus der Hand genomen, und selbst zugemacht ich hätte sehr gern eine zugemachte Rolle mit der überschrift Reise nach Eßlingen 84 — du wirst sie finden im Schreibtisch im Sääli unter Zeug das mir gehört — oder in einer meiner Schreibtischtruken — sieh doch daß du es findest und frage wohin du es senden sollt frage auf der Post — —

behüt Euch gott — Hr K. sagt der Lise warum sie ihm nie nichts gesagt — er habe gestern lauter Muni gesehen — bhüti gott —

i) Böde an Bäbe.

Den 9ten 88, den letzten Tag in Konstanz

Liebe Bäben!

Wohl ich hab was denk es freut mich erstaunlich, ein brod kügeli das [er] über ein Mittageßen in Händen herum drükte, ich sitz immer neben ihm und wenn ich Ihm aufwarten kann so thu ichs geschwind o das freut mich dann, ich ihn gewiß dir grüßen, wegen einem Krämli mußt du dich trösten, wie ich auch. Er trägt immer ein braunes kleid, und prächtige schuh schnallen von steinen sehr prächtig.

Die abänderung wird mir wunderlich vorkommen in Eßlingen, der Vetter ist immer lustig und braf, ich will gewiß sehen wo ich noch was auffange von G. vor dich, jetzt muß ich dem lisli noch auf seinen dummen brief antworten. Denk immer an deine unermeßlich glükliche Schwester. D. S.

k) Böde an Bäbe und Frau Schultheß an Bäbe.

Den 10ten 88 Altingen.

Liebe Bäben!

Ich will dir noch einen guten Abend wünschen in der Bauernstube. Ach Heut war der Abschiedtag ich mangle sie immer mehr und mehr die lieben. Nun rükts auch andern lieben zu das mich erstaunlich planget und wundert, bis ich sie alle sehe. Es freute mich unaussprechlich dem G. die Hand zu drüken, so weh es mir übrigens that. Ich wollte dir noch eine Freude machen und dir das bändeli welches Er um seyn Zwechli[1]) gebunden hatte mitbringen aber

[1]) Zwechli = Handtuch.

leyder kam ich zu spät. Nun wollen wir unsere Milchsuppen Eßen gut nacht liebe Bäben, 10000 grüße an alle von uns.

[Frau Schultheß an Bäbe]

Nun sind wir seit Duttlingen auf dem dir bekannten weg liebe Bäben, [1]) wir sind in altingen über Nacht, weil ich von 8 Uhr an nicht wollte noch 1 1/2 Station machen, es ist weiter von Constanz bis dahin als von Schaffhausen und dann haben wir den Morgen nicht geeilt, wir ließen so gehen wies gieng, und da alles fertig war, giengen wir in gottes namen — das gefühl des abscheids liegt mir noch schwer im Sinn — in der letzten 1/4 Stunde sagte er mir, grüß die bäben, recht, recht sehr von mir — ich kann nicht genug sagen wie wohl alles gelang, und wie nichts fehlte, nichts zu wünschen übrig blieb, als sich näher zu seyn; man muß sich in alles ergeben, aber es thut mir sehr wehe — Kayser sagte manchmahl mit vielem Verlangen, ach, die Bäben auch nur eine Stunde — — Goethe hat das Scheerli aus seiner Brieftasche verlegt verlohren, und ich gab ihm das aus deiner, mit der Versicherung daß dir das Bewußtsein freude machen werde [2]). gute Nacht, morgen 2 Uhr fort — ich hoffe ein brief aus Eßlingen selbst begleite diesen — und tröste mich dabey daß dieser nicht größer werden kann — bhüt euch gott liebe, liebe Kinder —

1) **Frau Schultheß an ihre Kinder.**

in Waltenbuch den 11. Juny 88.

Liebe Kinder —

es ist abd. 3 uhr — und ich sorge wir kommen nicht in Eßlingen an ehe die Post abgeht, also lieber hier ein wort als keins — wir rechnen um 7 uhr in Eßlingen zu seyn — es gieng heut sehr gut die Pferd waren überall gleich auf der Stelle und jetzt eine hübsche Ankenbraut [3]) aufm Tisch woran wir fleißig sind indeß wieder angespannen wird behüt Euch gott liebe Kinder — — — Döde ißt Ankenbraut grüßt euch — — Vetter grüßt wir haben nicht Zeit zum Eßen und trinken geschweige zum Schreiben.

---

[1]) Bäbe war im Sommer 1784 mit ihrer Mutter bei den von Palm'schen Damen in Eßlingen gewesen.

[2]) Am 23. September 1788 findet sich in Bäbes Tagebuch die Notiz: „Einen recht guten Abend hat ich heut, fürs erste durch Kayser am Clavier und später durch Einschluß an Mama das niedlichste Geschenk von Göthe an mich, kaum konnt und durft ichs glauben, hätt es doch der herrliche nicht selbst an mich überschrieben. wie reichlich war meine dürftige Scheere belohnt, zwar begleitete kein Wort von ihm das Geschenk ich will ihm aber mit Mamas Erlaubnis selbst danken, worauf ich mich herzlich freue."

[3]) Butterbrot.

m) Aus einem Brief der Frau Schultheß an Bäbe.

Schlößli [das von Palm'sche Schlößchen bei Eßlingen] den 14. Juny 88.

Liebe Bäben

Kaum mag ich die Briefe erwarten die mir den Morgen kommen sollen — es ist mir es sey ein Jahr seit dem letzten Montag — ein Jahr seit dem ich deinen letztem Brief neben K. las, ich ihn hinein guken ließ, und er sagte, „wer nur so schreiben könnte, was das fließend ist" —

— —

Der Tag [der Rückreise] ist noch nicht festgesetzt — aber mich verlangt doch wieder sehr nach all den meinen — die ich nirgends entbehren kann — die mir überall mangeln — besonders in Constanz wenn wir zu Tische saßen, wo es so haushälterisch zugieng, und ich die Hausmutter machte — war mir immer ich müße euch alle zusammen rufen —

— —

— —

Verzeichnis der Personennamen.

Anhalt-Dessau, Fürst Franz v. 49.
„ „ Fürstin Louise v. 10, 22, 49—51, 57.
Anhalt, Gräfin Louise von 22, 49—51, 57.
Anna Amalie, Herzogin von Weimar 24.

Bach, Joh. Sebastian 10, 51.
Berg, Frau von 50, 57.
Bertheau, Friedr. 47, 54.
Bodmer, Frau 49.
„ Eduard 54.
„ J. J. 17.
Boßhard 21.
Branconi, Marquise 22, 56.

Cagliostro, Graf 33, 56,
Carl August, Herzog v. Weimar 22, 36, 38.
Clementi 10.

Dülon 10, 55.
Dürer, Albrecht 38.

Eckart 6.
Ernst-Escher, Dr. 57.

Geßner, Dr. A. 53, 54.
„ Bäbeli 13, 15.
„ David 14.
„ Georg, Pfr. 9, 12, 13, 14, 15, 19, 20, 29, 42, 43, 45, 54, 55.
Geßner, Johann Caspar, senior, Pfr. in Dübendorf 12.
Geßner, J. J. 16.
„ Nette 13.
Gluck 24.
Göthe 3, 6, 9, 10, 12, 15, 19, 21, 22, 23, 24, 28, 29, 30, 31—48, 51, 52, 53, 56, 59, 61, 64, 65, 66, 67, 69, 71, 72, 73.
Goßweiler, Jgfr. 6, 54.
Goumoens 51.

Häfeli, Joh. Casp. 18, 21, 22, 50, 56.
Hallwyl, Romann Franzisca von 8, 54.
„ Elisabeth, geb. v. Dießbach 54.
„ Johannes 54.
Händel 10.
Heinse 34.
Herder 9, 19, 21, 41.
Herzfelder 54.
Heß, David 28.
„ J. J. 14, 55.
Hirzel, Conrad u. Heinrich, Pfr. 55.
„ Ludwig, Prof. 54.
Homer 9, 22, 34.
Hotze 14, 22, 42, 45, 49, 55, 56.

Johannes, Apostel 19.
Jakobi, Friedr. Heinr. 41.

Kaufmann, Angelika 37, 57.
„ Christoph 64.
Kayser, Phil. Christoph 6, 9, 10, 23—30, 33, 35, 36, 37, 56, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 71, 72, 74.
Kayser, Dorothea 3, 13, 15, 26, 28, 30.
Klettenberg, Susanna von 32.
Klinger 23, 24, 26.
Klopstock 9, 57.
Kürsberg von 52.

Lavater, Joh. Casp. 3, 9, 10, 13, 17—22, 24, 26, 31, 32, 33, 36, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46, 47, 49, 50, 51, 52, 53, 56.
Lavater, Frau Pfr. 49, 50.
„ Nanne 21.
Lessing 9, 55.
Lips 22, 30, 54, 56.

Mara 10, 55.
Meiß von 65, 66.
Metastasio 9.
Meyer, Heinr. 15, 41, 43, 45, 55, 56.
Miller 22, 56.
Mozart 10, 26.
Muralt, Anna Barb. von 21, 49, 56.
„ L. von 16.

Nägeli, Hans Georg 54.
Neufville 22, 55, 56.

Orelli, von, Frau 9, 49, 55, 71.
Ossian 51.

Palm, Baroninen von 22, 36, 49, 51—53, 66, 67.
Palm, Baron Carl von 57.
Passavant 21, 56.
Pfenninger, J. Conr. 12, 18, 21, 22, 52.
„ Heinr. 54.
Prem 54.
Post, Meta 41.

Reichard 10.
Reiffenstein 37.
Robertson 9.
Rousseau 9, 49.

Schiller, Friedr. 9, 40, 51.
Schinz, Pfr. 8, 55.
„ Heinr. 36, 55, 64, 65, 66, 69, 72, 73.
Schlosser, J. G. 22, 39.
Schönemann, Lili (von Türckheim) 32.
Schultheß, Töchter im Schönenhof:
Bäbe 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 18, 25, 27, 29, 30, 57, 64, 65, 66, 67, 70, 72, 73, 74.
Döde 5, 12, 14, 36, 37, 65, 66, 67, 68, 72, 73.
Lise 5, 12, 14, 38, 67, 70, 71.
Nanli 5, 12, 14, 67, 70, 71.
Schultheß in Hottingen 49.
„ David 4, 5, 47.
Schultz 10.
Shakespeare 9.
Stein, Fr. v. 39.
Stolberg, Leop. Graf von 22, 39, 51, 56.
Stolz, J. 9, 21, 22, 56.
Suphan 35, 45, 54.

Tischbein 28.
Tobler, Christoph 9, 10, 18, 22, 32, 55.

Vierling 10.
Vulpius, Christiane 39.

Wieland 9.
Wirz, Pfr., u. Frau, Kilchberg 55.
Wolf, Heinr. 4.
„ Anna Dorothea 4, 5, 27.
„ Hans Jakob 4.

Ziegler, Lise 21.
Zimmermann, J. Georg 9, 21, 22, 32, 56.
Zucchi, A. 57.